1,60 DM / Band 288
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Katzen-Göttin

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Die Katzen-Göttin

John Sinclair Nr. 288

von Jason Dark

erschienen am 10.01.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Katzen-Göttin

Ihre Augen sprühten wie zerplatzende Sterne, der Mund war in die Breite gezogen, und durch die Zähne zischte nur eine einzige Frage: »Wo ist sie?«

»Wer?«

Schmale, dennoch kräftige Hände umklammerten Lauf und Kolben des Gewehrs. Und den Lauf rammte die Frau nach vorn.

Der Mann stöhnte auf. Er hatte die offenstehende Tür noch festgehalten. Durch den Druck taumelte er nach hinten, die Tür rutschte aus seiner Hand, während sich der Schmerz explosionsartig in seinem Körper ausbreitete, denn der Waffenlauf hatte den Mann dicht über der Gürtelschnalle getroffen.

Er würgte. Die Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, mit offenem Mund schnappte er nach Luft, während Speichel über sein Kinn rann und die Frau mit dem Absatz die Tür zutrat.

Sie donnerte so laut ins Schloß, als wäre in dem Haus ein Schuss abgegeben worden.

Mit lautlosen, gleitenden Schritten näherte sich die Frau ihrem Opfer. Der Mann ahnte, was kam, wollte einen Schrei ausstoßen, da hatte seine Besucherin die Waffe schon gedreht und zugeschlagen.

Der Kolben traf den Kopf.

Ein dumpfer Laut entstand, dem Mund des Mannes entrang ein Röcheln, dann sackte er zusammen und blieb rücklings auf dem Boden liegen.

Sie ging weiter.

Schritt für Schritt näherte sie sich ihm, und der Mann sah sie aus seiner Froschperspektive groß wie eine Riesin. Neben ihm blieb sie stehen. Sie öffnete kaum den Mund beim Sprechen, als sie fragte:

»Du bist Odgen, nicht wahr? Clive Odgen?«

»Ja!« ächzte er.

Die Frau senkte den Lauf. Vergrößert erschien er vor Odgens Augen. Die Mündung schien ihren Durchmesser verdoppelt zu haben, und im nächsten Augenblick preßte die schwarzhaarige Person die Mündung der Waffe hart in das Wangenfleisch des Mannes.

Odgen stöhnte. Seine Augen rollten. Er wußte nicht, was der Überfall bedeuten sollte, und seine Angst steigerte sich ins Unermessliche.

Aus seiner Froschperspektive schaute er an der Frau hoch. Sie machte an sich einen völlig normalen Eindruck, wenn nur das verfluchte Gewehr nicht gewesen wäre, dessen Mündung einen Krater in das Fleisch seiner Wange drückte. Ihr Haar war schwarz und lang. Einige braune Strähnen durchzogen die dunkle Flut, die zu beiden Seiten ihres Kopfes nach unten hing. Das Gesicht war sehr schmal. Die Wangenknochen standen ein wenig hervor, so daß die Frau mit dem schlanken, biegsamen Oberkörper ein leicht exotisches Aussehen bekam.

Und dann ihre Augen.

Schräg standen sie. Aber nicht wie bei einer Asiatin, nein, sie waren anders geschnitten, so daß Clive Odgen nur ein Vergleich blieb.

Katzenaugen!

Jawohl, das waren Katzenaugen. Eine andere Erklärung gab es nicht dafür. Und auch der Blick dieser Frau erinnerte an den einer Katze, und da kannte Odgen sich aus.

Ihr Mund war voll. Er wirkte reif, und die Lippen glänzten wie ein rotes Brandmal. Das Licht einer an der Decke befindlichen Leuchtstoffröhre fiel auf die Haut, und als Odgen genauer hinschaute, glaubte er, feine Härchen zu erkennen. Ähnlich wie die

Schnurrbarthaare der Katzen, die er so gut kannte.

Die Frau oder das Mädchen war völlig normal angezogen. Sie trug einen knallgelben Pullover, einen blauen Rock und eine Strumpfhose in der Farbe des Rocks.

Kalt und gnadenlos schaute sie auf den Mann nieder.

Ihr Blick brannte sich in dem Gesicht des liegenden Mannes fest, und wieder glaubte er, aus den Augen Kometenteile sprühen zu sehen. Es war ein Explodieren der kleinen Pupillen, und der Mann konnte nicht mehr hinschauen.

Dafür spürte er den Druck der Mündung. Und er hörte die folgenden Worte.

»Ich zerschieße dir deinen Schädel, Odgen, wenn du mir nicht sagst, wo er ist!«

»Wer denn?« heulte Odgen.

»Mein Kater!«

Odgen zuckte zusammen. Nicht, weil die Mündung noch immer in seine Wange stach, sondern wegen der Antwort, und er saugte pfeifend die Luft ein.

»Wegen eines Katers dringen Sie hier ein?« würgte er hervor.

»So ist es.«

»Aber das ist doch verrückt…«

»Nein! Ich habe meine Gründe, und du wirst es schon merken, verfluchter Kerl!«

Odgen atmete tief ein. Er gewann allmählich Oberwasser, trotz der Bedrohung. Dabei hatte er angenommen, daß ihn diese Frau berauben wollte, doch das war ein Irrtum.

Sie wollte nur ihren Kater.

Welch ein Irrsinn!

»Nimm endlich das verdammte Ding da weg!« sagte er. »Dann können wir darüber reden.«

Die Frau überlegte einen Moment. Sie trat plötzlich zurück. Der Druck, löste sich, aber Odgen schaute weiterhin in die Mündung, denn sie wies in einem schrägen Winkel auf sein Gesicht.

»Bilde dir nur keine Schwachheiten ein!« flüsterte die Frau. »Ich habe den Finger am Abzug, und ich weiß verdammt gut, wie man mit einer solchen Waffe umgeht, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, ja, schon gut!« Odgen fluchte, rollte sich auf die Seite und stemmte sich langsam in die Höhe. Als er eine kniende Stellung erreicht hatte, spürte er die Nachwirkungen der ersten Schläge, preßte die Hand auf den Magen und eine andere gegen den Kopf.

Schräg schaute er die Frau an, die etwas breitbeinig dastand und das Gewehr sogar ziemlich locker hielt.

Odgen war ein hässlicher Mensch. Die Natur hatte ihn nicht verwöhnt. Er war sehr muskulös, dabei jedoch von einem fast

zwergenhaften Wuchs, und seine Haare wurden nur mehr aus ein paar grauen Strähnen gebildet, die vom Hinterkopf bis in den Nacken hingen. Sein Gesicht war rund, die Augenbrauen bildeten dichte graue Balken, und die Pupillen zeigten einen wahrhaft tückischen Ausdruck.

Sein Mund wirkte wie eine Falte in der unteren Gesichtshälfte, und die Nase darüber zeigte Spuren eines Kampfes, denn sie stand ein wenig schräg. Im Verhältnis zu seinem Körper passten die Arme nicht. Sie waren zu lang, erinnerten an die irgendwelcher Affen.

»Kann ich aufstehen?«

»Sicher!«

Clive Odgen erhob sich. Er stöhnte dabei laut, und er stöhnte lauter, als er es eigentlich gemusst hätte. Er wollte die Frau in Sicherheit wiegen, denn die beiden Schläge hatte er noch nicht vergessen, die würde er ihr zurückzahlen. Knallhart und doppelt.

Endlich stand er. Tückisch zogen sich seine Brauen zusammen, und als er anfing zu grinsen, wirkte es schief. »Okay, Mädchen, du bist hier eingedrungen. Darf ich wenigstens erfahren, wie du heißt?«

»Ja. Ich bin Brenda ›the cat‹!«

Zuerst zeigte das Gesicht des Mannes Überraschung. Dann begann er zu lachen. Er stieß es brüllend aus, und von den gefliesten Wänden hallte es zurück.

»Brenda, die Katze? Das gibt es doch nicht!«

»Und wie es das gibt, Odgen, du wirst es noch merken. Du bist doch Odgen, der Katzenfänger.«

Sein Lachen verstummte. »Was bin ich, Puppe?« fragte er. »Der Katzenfänger?« Er wollte noch etwas hinzufügen, hatte sich aber zu schnell bewegt, und durch seinen Kopf zuckte ein wütender Schmerz. »Katzenfänger ist eine Beleidigung.«

»Was bist du denn, du Bastard?«

»Noch eine Beleidigung.«

»Antworte.« Brenda hob ihr Gewehr an, und in ihre Augen trat ein entschlossener Ausdruck.

»Ich bin Tierfänger. Das ist ein Unterschied. Und ich arbeite seriös, denn ich habe Abnehmer.«

Brenda nickte hart. »Das weiß ich. Die Abnehmer kenne ich auch. Es sind die verdammten Konzerne, die dir die Tiere abkaufen, um sie zu quälen und langsam zu Tode zu foltern.«

»He, he!« Odgen hob beide Hände. »Vergiß nicht, wem die Versuche letztlich nützen. Nämlich den Menschen, auch dir. So kann man mich als einen Wohltäter sehen.«

Über soviel Zynismus konnte die Frau nicht einmal lächeln. Sie gab auch keine normale Antwort, sondern schoß.

Damit hatte Odgen nicht gerechnet. Er schaute in die Mündungsflamme, vernahm einen peitschenden Knall, der als Echo

weiterrollte, und hörte sogar das Sirren der Kugel, so nahe streifte das Geschoß an seinem Kopf vorbei.

»Die nächste Kugel jage ich dir in deinen Schädel!« versprach Brenda mit glasharter Stimme.

Clive Odgen wurde bleich. Bisher hatte er an einen Bluff geglaubt. Nun mußte er seine Meinung ändern, denn er sah, daß es dieser Brenda ernst war.

Er mußte ein paar mal tief durchatmen. »Bist du eigentlich verrückt?« fragte er dann.

»Nein, ich bin normal. Ich will nur mein Tier zurückhaben.«

»Was kümmert mich der Scheiß – Ka…?« Odgen verschluckte den Rest im letzten Augenblick, denn er sah, wie die Frau zusammenzuckte. Mit dieser Erwiderung hatte er bei ihr einen wunden Punkt berührt.

»Sprich ruhig weiter«, sagte die Frau flüsternd. »Rede nur, dann habe ich wenigstens einen Grund…«

»Schon gut, schon gut. Ich bin eben überrascht. Es kommt ja nicht jeden Tag vor, daß hier eine auftaucht, die ihren Kater oder ihre Katze sucht.«

»Nein, ich bin auch einmalig.«

»Und jetzt?«

»Werden wir gehen.«

»Wohin?«

»Zu den Katzen.«

»Meinst du die toten oder die lebenden?« fragte Odgen lauernd.

Brendas Gesicht verhärtete sich. »Du hast auch tote Katzen hier, du Bastard?«

Irgendwie hatte Odgen das Gefühl, etwas Falsches gesagt zu haben. Er versuchte abzuwiegeln. »Es sind ja nicht so viele. Die meisten leben noch, aber einige gehen eben kaputt.«

»Wo sind die Katzen?« fragte Brenda.

Der Mann hob erst die Schultern und deutete dann auf die vier verschiedenen Türen, die von der rechteckigen Diele abgingen.

»Hinter zwei Türen befinden sich Hunde. Hinter den anderen beiden die Katzen.«

»Und wo liegen die toten?«

Der Mann zeigte nach links.

»Dann wollen wir zuerst zu den lebenden Katzen gehen«, ordnete die Frau an. »Dreh dich um, und öffne! Keine falsche Bewegung, ich schieße sofort, das wirst du ja inzwischen gemerkt haben.«

Und ob der Mann das gemerkt hatte. Odgen bezeichnete sich selbst als einen abgebrühten Typ, der Sich durch nichts so leicht aus der Ruhe bringen ließ. Er hatte Tieren gegenüber keine Gefühle, sondern betrachtete sie als Ware. Und die Chemiekonzerne zahlten gut.

Manchmal hatte er noch nicht einmal etwas mit dem Transport zu tun. Den nahmen ihm seine Geschäftspartner ab. Sie holten die Tiere mit extra dafür angefertigten Wagen ab.

Allerdings mehr Katzen als Hunde. Von ihnen gab es auch genug. Schwierigkeiten hatte Odgen bisher noch nicht gehabt.

Wenn er auf Katzenfang ging, fuhr er in einen anderen Stadtteil, wo ihn niemand kannte, und in den frühen Morgenstunden befand sich sowieso kaum jemand auf der Straße. Odgen ›arbeitete‹ mit einem chemischen Lockmittel.

Aber wie war diese verdammte Brenda nur auf ihn gekommen?

Und sie nannte sich ›the cat‹! Unmöglich, so etwas. Eine Frau, die sich Katze nannte! Für Odgen war es makaber, und er fühlte es kalt den Rücken hinablaufen. Bisher hatte er sein Haus nicht als unheimlich kennen gelernt, nun aber glaubte er, der Mittelpunkt zahlreicher sich schnell verdichtender Spannungen zu sein.

Ihm war nicht wohl.

»Beeil dich! Ich will hier nicht festwachsen!« zischte Brenda hinter ihm, und es hörte sich tatsächlich wie das Fauchen einer Katze an.

Er schob den Schlüssel vorsichtig ins Schloß. Die Haut in seinem Nacken spannte sich dabei, und er wußte genau, daß er einen Fehler beging, wenn er jetzt aufschloss. Aber er sah keine andere Möglichkeit, sein Leben zu retten.

Die Frau hinter ihm würde gnadenlos schießen!

Die Innentüren des Hauses bestanden zwar aus Holz, aber sie waren mit Metall verstärkt, ausbruchssicher und auch sicher gegen kratzende Katzenpfoten.

Im Raum dahinter war es dunkel. Durch die offene Tür strömte Katzengeruch, der auch von Brenda wahrgenommen wurde, so daß ihre Augen anfingen zu leuchten.

Ja, hier waren sie richtig!

»Mach Licht!« befahl sie.

Clive Odgen räusperte sich. »Moment noch!« antwortete er. Irgendwie fühlte er sich zu Tode bedroht, und es war nicht allein die Waffe, die dazu beitrug. Nein, die Frau selbst strömte diese Kälte aus. Sie war ihm unheimlich, suspekt, und sie kam ihm wie eine Katze auf zwei Beinen vor. Zudem konnte er sich vorstellen, daß sie durchdrehte, wenn sie sah, wie er die Tiere hielt.

Er sorgte nicht für Sauberkeit in den Käfigen. Es war ihm egal, wie sehr alles stank, aber die Frau würde da sicherlich anders reagieren, und dem wollte er entgegentreten.

Nahe der Tür stand eine Schaufel. Sie hatte einen kurzen Stiel, war sehr handlich, und Odgen konnte mit ihr schnell und sicher zuschlagen. So manch störrisches Tier hatte er mit ihr vom Leben in den Tod befördert.

Diesmal sollte sie einen Menschen treffen.

Brenda hatte ihn zwar gewarnt, doch was kümmerte es ihn?

Wenn die Überraschung auf seiner Seite war, war die andere ohne Chance. Mit einem schnellen Griff hatte er die Schaufel gefunden und an sich genommen. Die im Raum versammelten Katzen blieben zum Glück nicht ruhig. Ihr Miauen übertönte andere Geräusche.

Zwei Dinge tat Odgen zur selben Zeit. Er schlug auf den Lichtschalter. Im Raum wurde es hell, und er kreiselte gleichzeitig herum, wobei er noch in der Bewegung die Schaufel schleuderte.

Sie hätte mit dem Blatt genau die Körpermitte getroffen, aber der Werfer hatte nicht mit der Reaktionsschnelligkeit der Frau namens Brenda gerechnet.

Sie mußte es geahnt, gespürt, gerochen haben. Mit einem blitzschnellen Side-stop huschte sie nach rechts, und haarscharf passierte das Wurfgeschoss ihre Hüfte.

Irgendwo hinter der schwarzhaarigen Frau prallte es mit einem blechernen Geräusch gegen die Wand, und Odgen, der Tierfänger, stand wie angewurzelt auf der Schwelle.

Er begriff nichts. Es war unwahrscheinlich, wie schnell diese Frau reagiert hatte, zu vergleichen mit der Reaktion einer Katze, doch eines war ihm klar.

Sie konnte ihn töten, wenn sie wollte!

Er schaute in die Mündung, er blickte in das maskenhaft starre Katzengesicht und in die kalten Augen. Er sah aber auch das wie eingefroren wirkende Lächeln, das die Lippen in die Breite zog, und wußte Bescheid. »Hast du etwas zu deiner Verteidigung zu sagen?« fragte sie mit spöttischer Stimme.

Er schüttelte den Kopf, denn sprechen konnte er nicht.

Brenda schoß nicht. Sie nickte nur, und es war gleichzeitig ein Zeichen für ihn, den Raum zu betreten. Er wandte ihr den Rücken zu, spürte den Schauder und betrat den Raum, wo die Katzen untergebracht waren.

Brenda folgte ihm. Obwohl sie ihn nicht aus den Augen ließ, sah sie sehr genau, wie der Raum eingerichtet worden war. Möbel gab es fast nicht. Nur Käfige aus Draht, und sie standen, von der Tür aus gesehen, auf der rechten Seite.

Brenda konnte sie nicht zählen, schätzte sie aber auf 50, und was sie in den Käfigen zu sehen bekam, das konnte ihr schon das Herz im Leibe brechen.

Die Käfige waren kaum größer als die Katzen selbst. Neben- und übereinander standen sie. Die Katzen konnten sich nur mit Mühe drehen, hinhocken, und die schwarzen, roten und weißen Körper füllten jeden Käfig aus.

Brenda sah von ihnen nur die Köpfe. Die Tiere preßten sich gegen die

Gitter, und Brenda schaute in Augen, die seltsam trübe wirkten.

Für einen Moment verzog sich ihr Gesicht zu einer solchen Grimasse, daß Odgen, der wirklich kein zart besaiteter Mensch war, Angst bekam.

»Du Schwein«, sagte sie nur, »du verdammtes Schwein!«

Odgen hob die Schultern. »Bei den Hühnern ist es ja nicht anders«, versuchte er sich zu verteidigen.

Brenda the cat hob die Augenbrauen. »Mich würde es mal interessieren, wie du dich in einem solchen Käfig fühlen würdest«, sagte sie mit kalter Stimme und zeigte ein so diabolisches Grinsen, daß der Tierfänger schon sein Ende vor Augen sah und sich zusammenduckte, als hätte er einen Schlag erhalten.

Er hatte in der Mitte des Raumes stehen bleiben müssen, während Brenda sich zur Seite bewegte und mit dem Rücken an den Käfigen vorbeischlich.

Als sie die Mitte erreicht hatte, blieb sie stehen und schaute nach vorn, denn dort, auf der gegenüberliegenden Seite, war ihr etwas aufgefallen. Dort befanden sich keine Käfige, sondern ein Wandschrank mit zahlreichen Schubladen, ähnlich wie man es von einer Apotheke her kannte. Allerdings waren diese Schubladen hier höher, aber nicht so breit.

»Hast du dort die Hunde verborgen?« fragte sie kalt.

»Nein, Hunde habe ich im Augenblick nicht«, lautete die Antwort.

»Zieh die Läden auf!«

Odgen schluckte. Es war ihm nicht wohl bei der Sache, aber er mußte gehorchen.

»Mach schon!«

Clive Odgen blieb nichts anderes übrig, als sich umzudrehen. Er blieb vor dem Einbauschrank stehen, faßte nach dem Griff der ersten Schublade und zog sie hervor.

Brenda konnte nicht hineinsehen, denn der Mann verdeckte ihr die Sicht.

»Hol es raus«

Odgen stöhnte. Dann streckte er seinen Arm und faßte in die Lade hinein. Als er die Hand wieder anhob, ertönte ein klägliches Miauen, und Odgen hielt eine Katze mit seinen fünf Fingern am Nackenfell gepackt. Sie hatte ein schwarzweißes Fell, war schmutzig, und die Augen hatten einen trüben Glanz.

»Verkaufst du die auch?« fragte Brenda. Ihrer Stimme war anzumerken, wie sehr die Frau unter Druck stand.

Er nickte. »Aber ich bekomme nicht den vollen Preis dafür. – Die wollen einfach auch kranke Tiere.«

»Sind alle Schubladen besetzt?« Die Stimme klang fast tödlich sanft.

»Fast.«

Brenda nickte. »Zieh sie auf! Bis zum Anschlag, und wenn du damit fertig bist, öffnest du die Käfige. Hast du mich verstanden, Bastard?«

»Ja.«

Es blieb dem Mann nichts anderes übrig, als dem Befehl zu folgen. Ruckartig riß er eine Lade nach der anderen auf.

Die Katzen bemerkten kaum, daß sie in die Freiheit springen konnten, sie waren zu krank oder teilnahmslos.

Als Odgen fertig war, mußte er an die Käfige treten. Auch hier öffnete er die Türen.

Hin und wieder warf er der wartenden Brenda einen Blick zu, doch sie sagte nichts und schaute nur zu, ob der Mann seine Arbeit auch exakt verrichtete.

Einzelne Katzen sprangen aus den Käfigen.

Sie fielen zu Boden, doch es waren keine geschmeidigen Sprünge, sondern mehr Fallübungen, und manche Tiere waren so schwach, daß sie sich nicht auf den kleinen Pfoten halten konnten und zusammensackten.

Jedem Tierfreund wäre das Herz im Leibe verblutet, hätte er zuschauen müssen, doch Brenda, die sich auch ›the cat‹ nannte, blieb seltsamerweise cool.

Und gerade davor fürchtete sich der Mann. Wenn sie wenigstens etwas gesagt hätte! Sie aber stand nur da und schaute starr.

So machte er weiter. Öffnete eine Lade nach der anderen und war eingehüllt vom Gestank des Katzenkots.

Brenda wartete geduldig. Das Gewehr hielt sie im Anschlag.

Breitbeinig hatte sie sich aufgebaut und wirkte in dieser Pose wie eine Figur aus einem Film.

Clive Odgen hatte es endlich geschafft und auch die letzte Lade aufgezogen. Ein schwarzer Katzenkopf schob sich über den Rand, die Frau sah dies, und in ihrem Gesicht zuckte es.

»Jason«, sagte sie leise und mit sanfter Stimme, die plötzlich gar nicht mehr zu ihrem Äußeren paßte.

Das letzte Tier spitzte seine Ohren, und so etwas wie Leben trat in die funkelnden Augen.

Clive Odgen wußte Bescheid. Wegen dieses Katers war sie also hier. Das Tier gehörte zu den letzten, die in seine Falle gelaufen waren, deshalb würde die Frau an ihm kaum etwas auszusetzen haben.

»Jason, komm…«

Und der Kater gehorchte. Geschmeidig sprang er aus der Schublade, landete zwischen den anderen Tieren, aber er hatte seine gelben Augen nur auf die Frau gerichtet.

Blitzschnell war er da.

»Ja, Jason«, sagte Brenda, »da bist du ja. Was hat man nur mit dir gemacht.« Ihre Stimme klang so weich, so lieb, aber sie ließ Odgen

keine Sekunde aus den Augen, obwohl sie sich gebückt und den linken Arm ausgestreckt hatte.

Auch jetzt zeigte die Mündung auf den Mann.

Jason, der Kater, sprang. Mit einem Satz krallte er sich an Brendas Arm fest. Er fand den nötigen Halt, lief hinauf und hockte sich auf ihre Schulter.

Dort blieb er sitzen und erinnerte in seiner Haltung an eine schwarze Marmorkatze.

Er hatte gelbe Augen. Wie kleine Kreise leuchteten sie aus dem dunklen Gesicht, und der kleine Kater fixierte seinen Peiniger sehr genau.

Odgen war nervös. Die Katzen hatte er jetzt alle freigelassen. Was wollte die Frau als nächstes?

Sie schaute ihn an. Ohne das Gewehr zu senken, machte sie zwei Schritte auf die Tür zu. »Da gehst du hinaus«, erklärte sie ihm mit drohend klingender Stimme.

»Und wohin?«

»In den Keller!«

Der Mann erschrak. »Was willst du denn da?«

»Liegen dort nicht die toten Katzen, Bastard«

Clive Odgen schluckte. »Ja, verdammt, da liegen einige Kadaver herum. Ich habe sie noch nicht zum Abdecker bringen können…«

»Wie schön für dich, Bastard!«

Der Mann hob die Schultern. Er öffnete zweimal den Mund, dann erst konnte er sprechen. »Was nützen dir denn die toten Tiere? Überhaupt nichts. Laß sie!«

»Wir gehen in den Keller!« Dieser Befehl ließ keinen Widerspruch zu.

Odgen nickte. »All right, du bist der Boss!« Er hob die Schultern und ging langsam vor in Richtung Tür.

Brenda drehte sich so, daß die Gewehrmündung stets auf seinen Rücken wies, das wußte der Tierfänger. Er sah allerdings nicht das harte Lächeln auf den Lippen der Frau, denn sie hatte einen für Odgen schrecklichen Plan gefasst…

***

Noch immer sah ich das Bild vor Augen!

Zwei gewaltige, fellbedeckte Arme stießen aus dem nachtdunklen Himmel. Sie gehörten dem Teufel, er hatte uns seinen Triumph gezeigt und sich die Hände gerieben.

Nach einem Sieg konnte man das wohl.

Es wäre arrogant und überheblich gewesen, dem Teufel den Sieg abzusprechen. Er hatte nun mal gewonnen, und daran änderte niemand etwas.

Dem Satan war es gelungen, Sheila Conolly in seine Gewalt zu

bringen. Doch er wollte mehr. Mit Sheila spielte er nur, sie war gewissermaßen der Lockvogel für einen anderen.

Für Bill Conolly!

Und der lief in die Falle.

Auf einem alten Heldenfriedhof gelang es dem Teufel, auch ihn zu sich zu holen. Suko und ich, die ebenfalls zu diesem Friedhof hin unterwegs waren, hatten das Nachsehen. Wir kamen zu spät und mußten mit ansehen, wie auch Bill vor unseren Augen ein Opfer des Teufels wurde.

Nicht genug damit, denn die Familie Conolly bestand aus drei Personen, zählte man Nadine Berger, die Wölfin, nicht hinzu. Die dritte Person war ein Junge, mein Patenkind Johnny.

Wie ich den Satan kannte, würde er auch vor dem Kind nicht halt machen, und wir hatten richtig getippt. Zum Glück trafen wir diesmal rechtzeitig ein und konnten eine Entführung des Kleinen in die Hölle verhindern.

So sah die Lage aus, der wir uns ausgesetzt sahen. Als schlimm empfand ich, daß Sheila und Bill im Auftrag des Satans versucht hatten, Johnny zu holen. Daran mußte ich mich erst einmal gewöhnen. Steckten sie schon so tief in dieser teuflischen Sphäre, daß sie auch auf das Liebste, was ihnen geblieben war, keine Rücksicht mehr nahmen?

Es waren schlimme Tatsachen, über die wir reden und nachdenken mußten. Der Junge durfte davon nichts wissen.

Es war noch nicht Mitternacht, und zwischen uns herrschte eine gedrückte Stimmung. Niemand wußte so recht, was er sagen sollte.

Wir hatten den Jungen wieder ins Bett gebracht und hofften, daß er bald einschlafen würde. Shao, Suko und ich saßen im Wohnraum zusammen, starrten auf unsere Fußspitzen und schwiegen.

Ich drehte eine brennende Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger, schaute den feinen Rauchschwaden nach und dachte in diesen Augenblicken an nichts.

Es war die Depression, die mich schlagartig überfallen hatte, denn es blieb nicht aus, daß einem solche Gedanken kamen. Wir hatten sehr lange und hart gegen die dämonische Seite gekämpft, viele Siege errungen, aber auch zahlreiche Niederlagen einstecken müssen. Und eine der härtesten, wenn nicht die härteste überhaupt, hatten wir am gestrigen und heutigen Tag erlitten.

Zwei gute Freunde waren von unserer Seite gerissen worden. Es kam mir vor, als wären sie tot. Vielleicht wäre das nicht einmal so schlimm gewesen wie der Zustand, in dem sich Bill und Sheila momentan befanden. Der Teufel hielt sie in seinen Krallen, sie waren verschollen in der Hölle, und ich fragte mich, ob es je eine Chance geben würde, sie wieder zurückholen.

Das sah Suko auch so, denn er unterbrach mit seiner folgenden Frage das Schweigen.

»Wie können wir sie wieder zurückholen, John?«

»Ich weiß es nicht.«

»Deine Meinung, Shao?«

Die Chinesin hob die Schultern. Ihr Gesicht war bleich, die Augen zeigten vom Weinen rote Ränder.

»Also keine Vorschläge«, faßte Suko zusammen. »Wie ich es mir gedacht habe.«

»Weißt du denn etwas?« Ich schaute ihn an.

»Nein, eigentlich auch nicht«, gab Suko zu.

»Na bitte.«

»Aber ich denke nach.«

»Ja, und ich schlafe«, sagte ich sarkastisch.

»Das will ich damit nicht gesagt haben, John. Mir ist da nur etwas, sagen wir ruhig, Verrücktes eingefallen.«

»Raus mit der Sprache!« forderte ich meinen Partner auf.

»Es müßte uns doch gelingen, den Teufel zur Freilassung von Sheila und Bill zu zwingen.«

Ich klatschte Beifall. Dabei fiel Asche von der Zigarette. »Und das nennst du einen tollen Vorschlag, Alter?«

»John, du bist ungerecht«, meldete sich Shao.

Ich hob meinen Blick, schaute in das ernste Gesicht der Frau und merkte selbst, daß ich falsch reagiert hatte.

»Ja, tut mir leid, Shao. Vielleicht hast du recht.«

»Was hältst du von meinem Vorschlag?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Im Prinzip habe ich daran auch schon gedacht. Er ist auch nicht schlecht, nur würde der Teufel auf nichts eingehen, auf keine Bedingungen. Er schließt keinerlei Kompromisse, und bei den Conollys schon gar nicht. Überlege mal, welche Trümpfe der Satan in den Händen hält. Das ist unwahrscheinlich. Sheila und Bill, zwei seiner Erzfeinde. Himmel, ich komme da nicht mehr mit.«

»Recht hat John«, sagte Shao.

»Was könnte ihn zwingen, die beiden wieder freizugeben?« Suko blieb beim Thema.

»Keine Ahnung.«

»Aber dich hat er auch schon aus der Hölle entlassen, als Morasso Asmodina köpfte.«

»Das war etwas anderes. Da hatte er ein Spiel aufgezäumt, das nur er kannte. Jetzt auf dasselbe Pferd zu setzen, hieße Äpfel mit Birnen zu vergleichen.«

Suko gab dennoch nicht auf. »Und wenn wir andere Personen mit einschalten würden?«

»An wen denkst du da?«

»Myxin, Kara, den eisernen Engel«

»Was haben sie mit dem Teufel zu tun?«

»Stimmt auch wieder«, gab Suko zu.

»Diese drei sind legendäre Gestalten. Sie haben mit dem Teufel im eigentlichen Sinne nicht viel zu tun gehabt. Ihre Gegner waren andere. Die Großen Alten, finstere Urgötter und Urgötzen aus Zeiten, an die wir gar nicht erst zu denken brauchen. Nein, Suko, da sehe ich keine Chance. Wirklich nicht.«

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht so recht, John. Wir sollten es trotzdem versuchen.«

»Und wie?«

Nach meiner Frage schaute auch Shao ihren Freund skeptisch und erwartungsvoll an.

»Man müßte versuchen, die von mir erwähnten Personen für den Kampf gegen den Teufel zu gewinnen. Vielleicht gibt es irgend etwas, das sie tun können. Möglicherweise besitzen sie trotz allem eine gemeinsame Basis, und die müßten wir finden. Wenn der Eiserne oder Kara in die Hölle eindringen und dem Teufel etwas Wichtiges stehlen, ich sage es bewußt einmal simpel, könnten wir ihn doch damit erpressen, und er würde Sheila sowie Bill vielleicht freilassen.«

Ich schaute meinen Freund an. »Das ist deine ehrliche Meinung?«

»Ja.«

»Gesetzt den Fall, es gelingt uns tatsächlich. Stellt euch vor, der Teufel gibt die beiden frei. Glaubst du denn, daß Sheila und Bill noch so wären wie früher?«

»Das ist eben unser Risiko.«

»Die sind gezeichnet«, sagte ich bitter. »Die Hölle hat bei ihnen ihre Spuren hinterlassen. Sie sind gebrandmarkt. Nein, Suko, wir haben keine Chance, nicht auf diese Art und Weise.«

»Dann weiß ich auch nicht mehr, wie es weitergehen soll.«

Ich lehnte mich zurück. Dafür beugte sich Shao vor. Sie wollte nicht aufgeben. »John, bitte, laß uns noch einmal darüber reden! Es muß doch eine Chance geben, auch den Satan zu erpressen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er unantastbar ist.«

»Das sicherlich nicht.«

»Na, bitte.«

»Aber du wirst eine schwache Stelle kaum finden können. Des Satans schwache Seite. Wo sollen wir sie suchen?«

»Das müßte man eben ausprobieren«, sagte Suko.

Ich verstand meine Freunde sehr gut, denn ich dachte ähnlich.

Aus dem Sessel stemmte ich mich hoch und schritt auf das große Fenster zu, wo ich stehen blieb.

Sheila und Bill waren nicht auf die normale Art und Weise in das Zimmer gekommen. Sie hatten es durch das herabgelassene Rollo

betreten, ähnlich wie zwei Geistwesen, und sie hatten…

Nein! Ich schüttelte den Kopf, weil ich daran nicht denken wollte.

Um Himmels willen! Kein Zurück in die nahe Vergangenheit! Ich mußte und wollte an die Zukunft denken.

»Hast du dich entschlossen, John?«

Suko hatte die Frage gestellt, und ich drehte mich um. »Einen besseren Vorschlag habe ich nicht«, gab ich ehrlich zu. »Deshalb möchte ich deinem Rat folgen.«

»Du willst also die anderen einspannen?«

»Wenn es möglich ist.«

»Was geschieht mit Johnny?«

Da hatte Shao etwas Treffendes gesagt. Johnny war der große Unsicherheitsfaktor in unserer Rechnung. Wir konnten den Kleinen nicht allein und auch nicht aus den Augen lassen. Irgend jemand mußte bei ihm bleiben und ihn beschützen. Natürlich gab es da Nadine Berger, aber auch sie konnte nicht alles abwehren.

»Vielleicht muß ich mich erst einmal allein auf den Weg machen«, erwiderte ich.

Suko nickte. »Das ist wohl die Folgerung.«

»Und dann?« fragte Shao.

»Ihr bleibt bei dem Kleinen, während ich zurückfahre. Ich werde morgen früh sofort Sir James Bescheid geben. Schließlich muß er über die neuen Entwicklungen informiert werden.«

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden. Ich griff in die Hosentasche und holte die Wagenschlüssel hervor. »Dann werde ich mich jetzt auf den Weg machen.«

Shao stand auf, trat auf mich zu und legte mir ihre Hände auf die Schultern. »Alles Gute, John.«

»Und gib auf dich acht«, sagte Suko.

»Wird schon schief gehen.« Ich lächelte zuversichtlich, obwohl mir danach nicht zumute war. Es hatte auch keinen Sinn, von einer Depression in die andere zu fallen. Wir mußten einfach am Ball bleiben, auch wenn wir die Verlierer waren.

Draußen hatte es sich abgekühlt. Vor meinem Mund dampfte der Atem. Durch den Garten trieben graue Nebelschleier. Besonders gut nahe der Lichtinsel zu erkennen.

Mein Wagen stand noch vor dem Grundstück auf der Straße.

Deshalb mußte ich durch den großen Vorgarten gehen.

Suko hatte mitgedacht und das Tor vom Haus aus geöffnet. Ich verließ das Gelände, setzte mich in den Bentley und startete.

Meine Gedanken drehten sich um die Conollys, wobei ich mich fragte, wie das noch alles enden sollte…

***

In den Keller führte eine alte Steintreppe. Vor der ersten Stufe gab es einen Lichtschalter, den Clive Odgen umlegte, so daß ein trüber Schein auf die Treppe fiel.

Brenda hielt immer eine genügende Distanz, um einem Überraschungsangriff entgehen zu können, denn damit rechnete sie noch immer. Odgen war ein Mensch, der nicht so leicht aufgab. Es war ihm vor allen Dingen unangenehm, hinunter in den Keller zu gehen. Das hatte die Frau sehr deutlich an seinen Reaktionen gemerkt.

Deshalb würde er sich wahrscheinlich zu einer Verzweiflungstat hinreißen lassen. Auch jetzt zögerte Odgen noch, hatte die Arme ausgestreckt und sie rechts und links an die Wand gepreßt.

»Geh!«

»Aber ich…«

»Mach schon!«

»Im Keller gibt es doch nichts zu sehen. Nur tote Katzen.«

Der Kater auf Brendas Schulter fauchte. Er schien zu wittern, daß etwas Entscheidendes bevorstand, und Brenda war es plötzlich leid.

Sie hob ihr Bein und trat zu.

Der Tritt traf den Rücken des Mannes. Zu lange hatte der Tierfänger gezögert, nun erhielt er die Quittung. Sein Körper wurde von vorn geschleudert. Er verlor die Balance, konnte sich zwar auf den ersten drei Stufen noch halten, brach dann zusammen und rollte die folgenden hinab bis in den sich der Treppe anschließenden Kellerflur.

Dort blieb er bäuchlings liegen und jammerte.

Die Frau folgte ihm. Auf ihrer Schulter bewegte sich der Kater.

Mit seinem Schwanz strich er an ihrer Wange entlang. In Brendas Äugen nistete die Kälte, als sie langsam die Treppe nach unten stieg.

»Hör auf zu jammern!« fuhr sie den Tierfänger an. »Die Katzen haben auch geklagt, und da hast du keinerlei Mitleid gekannt. Ich reagiere nur so, wie du es bei den Tieren getan hast.«

»Aber das sind nur Tiere!« schrie Odgen.

»Nur? Sie haben auch eine Seele, das wirst du bald merken, du Mistkerl. Du hast sie gequält, getötet und verkauft. Nur für deinen dreckigen Mammon. Jetzt schlagen sie zurück, und du wirst all das wiederkriegen, was du ihnen angetan hast.«

»Wahnsinn!« keuchte Clive Odgen und kroch zur Seite. »Verdammt, das ist einfach Wahnsinn.«

»Steh auf!« Zur Unterstreichung ihrer Worte drückte Brenda wieder die Mündung der Waffe gegen seine Wange.

Odgen quälte sich auf die Beine. Er hielt sich die Hüfte und den Rücken, denn die Bruchlandung hatte es in sich gehabt. An Widerstand würde er wohl jetzt nicht mehr denken.

Der Kater Jason bewegte sich auf Brendas Schulter. Er schlug mit der rechten Vorderpfote zu, und die ausgefahrenen Krallen kratzten an

Odgens Ohr entlang.
Der Mann wich zurück. Sein Gesicht verzerrte sich dabei. Er hob die Hand, faßte an die getroffene Stelle, und als er nachschaute, waren seine Fingerspitzen blutig.
»Die kleine Rache eines Katers«, kommentierte Brenda diesen Vorgang.
Odgen schnaufte. Er wollte etwas sagen, doch er brachte keinen Ton hervor.
»Weiter«, forderte die Frau ihn auf. »Ich will die Leichen der Katzen sehen.«
Odgen nickte. Er hatte eingesehen, daß es keinen Ausweg mehr gab und er aus der Klemme nicht herauskam. Deshalb deutete er auf die größte Tür im Keller. »Dahinter liegen sie.«
Brenda schaute hin. Es war eine Stahltür. Von außen war sie mit einem Hebel gesichert. Er stand schräg. Um die Tür zu öffnen, mußte man den Hebel nach unten drücken.
Das tat Odgen.
Seine Hände zitterten dabei, und so etwas freute Brenda natürlich. Dieser Kerl würde alles doppelt und dreifach erleiden, was er den Tieren angetan hatte.
Clive Odgen faßte nach einem Griff. Ein saugendes Geräusch entstand, danach war die Tür offen.
Der Gestank, der aus dem Kellerraum drang, konnte einen Menschen fast umwerfen.
Es roch nach Verwesung, nach Leichen. Ein wirklicher Kadavergeruch, und Odgen begann noch stärker zu zittern.
»Rein mit dir!« zischte die Frau.
Der Tierfänger zögerte. Er wollte nicht so recht einen Fuß über die Schwelle setzen, aber es blieb ihm keine andere Wahl. Odgen mußte hinein, und Brenda blieb dicht hinter ihm.
Der Kellerraum war dunkel. Natürlich gab es Licht. Diesmal jedoch knipste Odgen es nicht an, sondern Brenda. Ihre tastende Hand fand den Schalter, und was sie zu sehen bekam, war furchtbar.
Ein Berg aus Leichen lag vor ihren Augen.
Katzenleichen, manche schon verwest. Deshalb auch dieser schreckliche, kaum zu ertragende Gestank.
Die Katzenleichen lagen in der linken Hälfte des Kellers. An der Wand stapelten sie sich hoch, und sämtliche Fellschattierungen befanden sich unter den Tieren.
Ein Bild wie aus einem Alptraum. Einfach grauenhaft.
»Weißt du, wie viele Katzen es sind?« erkundigte sich Brenda mit gepreßt klingender Stimme.
»Nein!«
Jason, der Kater, fauchte. Auch er sah die Kadaver, und Brenda

spürte, wie er zitterte. Dieser Anblick regte den kleinen Kater auf.

Sein Schwanz peitschte von einer Seite zur anderen, so erregt war er.

Odgen drehte sich um. Er schaute dabei Brenda an, weil der Anblick der toten Katzen einfach für ihn nicht mehr zu verkraften war.

In seinen Augen las die Frau eine Frage. Ohne daß diese gestellt worden war, gab sie die Antwort.

»Nein«, sagte sie, »wir gehen nicht.«

»Aber was wollen wir hier?«

Brenda ›the cat‹ lächelte geheimnisvoll. »Das wirst du gleich erleben, Bastard!«

Sie trat zwei Schritte zurück, da hatte sie die offenstehende Tür erreicht. Sie bekam sie zu fassen, drückte dagegen, und die Tür schwang allmählich zu.

Clive Odgen wußte nicht, was diese Frau vorhatte. Er stand da und schaute ihr zu.

»So«, sagte Brenda und löschte im nächsten Augenblick das Licht.

Wie ein Sack fiel die Dunkelheit über den Raum. Selbst unter der Tür schimmerte kein Streifen mehr.

Es war wirklich stockfinster.

Aus dem Dunkeln drang die flüsternde Stimme der Frau an Odgens Ohren. »Und jetzt mach dich auf etwas gefaßt, du Bastard…«

Odgen wagte nicht, sich zu rühren. Er stand steif auf dem Fleck und lauschte dem Klang der Stimme. Selbst das Zittern hatte aufgehört, und seine Angst wurde von Sekunde zu Sekunde größer.

Sehen konnte er nichts mehr. Er wußte nur, daß der Berg der Katzenleichen vor ihm lag.

Dann hörte er Schritte.

Sie waren schleichend, lauernd, und in der Dunkelheit konnte er nicht feststellen, aus welcher Richtung sie kamen. Jedenfalls blieb er nicht stehen und ging zurück.

Einen Schritt, den zweiten, auch den dritten – dann trat er auf etwas Weiches, und er zuckte zusammen, denn er wußte genau, was unter seinem Fuß lag.

Ein Katzenkörper…

Ein Kadaver!

»Komm ruhig näher«, sagte Brenda und lachte leise. »Du brauchst nicht bei den toten Tieren stehen zubleiben.«

Der Mann erschrak. Verdammt, die wußte genau, wo er stand.

Konnte sie etwa im Dunkeln sehen wie auch die Katzen?

Durch die Nase holte er Luft und mußte seine Meinung revidieren, denn er sah Lichter.

Es waren die hellen Augen des Katers Jason, die ihn gelblich schillernd anstarrten und sich etwa in Kopfhöhe befanden.

Vor Katzenaugen hatte er sich nie gefürchtet. Wenn andere Menschen

darüber sprachen, konnte er nur lachen, weil ihm so etwas nichts ausmachte, doch jetzt sah er die Augen aus einem anderen Blickwinkel.

Tödlich kamen sie ihm vor. Gnadenlos, brutal und voller Haß steckend.

Clive Odgen hatte den Rat der Frau nicht befolgt und war stehen geblieben. Daß sich unter seinem Fuß ein Kadaver befand, störte ihn nicht weiter.

Aber er sah etwas anders.

Etwa in der Höhe, wo sich auch die Katzenaugen befanden, schimmerte etwas. Im Moment konnte er sich keinen Reim darauf machen, denn noch wußte er nicht, was in der Finsternis vor ihm leuchtete.

Jedenfalls war es etwas Unheimliches. Seine Farbe schwankte zwischen Gelb und Rot, und er glaubte plötzlich, einen Katzenkopf zu sehen.

Ja, das war es.

Ein Katzenkopf!

Übergroß, unheimlich anzusehen, als würde er einer Riesenkatze gehören, die über alle anderen herrschte.

Und er vernahm ein Fauchen.

Dieses Geräusch ging unter die Haut. Eine normale Katze konnte es nicht ausgestoßen haben. Es erinnerte ihn an das wütende Fauchen eines beutehungrigen Tigers. Odgen hatte oft in seinem Leben Zoos besucht und auch lange vor Tierkäfigen gestanden.

Ein Tiger zwischen toten Katzen? Gab es so etwas? Wenn ja, wie War diese Bestie dann hereingekommen?

Clive Odgen hörte sein Herz trommeln. Die Schläge pochten gegen seine Rippen, er spürte sie auch im Kopf und hatte das Gefühl, Schmerzen zu empfinden.

Zwei kleine Schritte ging er zur Seite. Unter den Sohlen spürte er wieder den harten Boden, und er dachte daran, daß die Tür nicht abgeschlossen war.

In diesem Keller kannte er sich ausgezeichnet aus, wußte Entfernungen abzuschätzen, und deshalb mußte er es einfach versuchen, bevor sich die Lage noch weiter verschlimmerte.

Clive Odgen duckte sich. Obwohl er in der Finsternis nichts erkennen konnte, war sein Blick auf die Tür gerichtet.

Er vergaß den seltsam flimmernden Katzenkopf und die hellen Augen des kleinen Katers. Odgen wollte nur weg, denn der Raum konnte für ihn zu einem Grab werden, das sah er richtig.

Auf Zehenspitzen schlich er. Nur kein Geräusch verursachen, das seine Gegnerin aufmerksam werden ließ.

Konnte er es schaffen?

Odgen rechnete nach. Ungefähr wußte er die Entfernung, und er wußte auch, wann er sich abstoßen mußte, um mit einem einzigen Satz sein Ziel zu erreichen.

Noch einen Schritt.

Bevor er sich abstieß, warf er noch einen Blick nach links, wo ein zweites Augenpaar zu sehen war. Ein kaltes jadegrün, unheimlich und mordgierig.

Dann stieß er sich ab.

Es war ein gewaltiger Satz, der ihn voranbrachte. Odgen erreichte die Tür auch, prallte dumpf gegen sie, tastete nach der Klinke, wollte sie nach unten drücken, als er hinter sich das Fauchen hörte, das schon mehr einem Lachen glich.

Im nächsten Augenblick traf ihn das Verhängnis. Es war keine Kugel, die sich in seinen Rücken bohrte und sein Leben zerstörte, sondern Krallen.

Sie hämmerten gegen ihn, und sie waren scharf wie Messer.

Katzenkrallen hieben zu.

Drei Schläge spürte er. Seine Kleidung wurde zerfetzt, die Haut auf dem Rücken eingerissen, und er dachte nicht mehr an Flucht, sondern sackte vor der Tür zusammen.

Schluchzend blieb er auf dem Boden hocken.

Brenda meldete sich. »Du kannst erst hier verschwinden, wenn ich es will!« vernahm er ihre geflüsterten Worte.

Clive spürte die Schmerzen auf seinem Rücken. Er hatte Mühe, überhaupt zu reden, und flüsterte: »Laß mich doch gehen!«

»Steh auf!«

»Kann ich dann…?«

»Aufstehen!«

»Ich habe Schmerzen. Mein Rücken…«

»Auch die Katzen hatten Schmerzen, aber du hattest kein Mitleid, du verfluchter Bastard!«

Als Odgen diese Antwort vernahm, wußte er ganz genau, daß er von Katzen-Brenda keine Gnade zu erwarten hatte. Es fiel ihm nicht leicht, aufzustehen. Er mußte seine Arme ausstrecken und sich an der Metalltür abstützen. Als er diesen Halt gefunden hatte und auch seine Schmerzen vergaß, gelang es ihm, sich in die Höhe zu schieben. Mit zitternden Knien blieb er stehen und hätte sich am liebsten wieder hinfallen lassen.

»Jetzt dreh dich um!«

Die Stimme aus der Dunkelheit klang hart und duldete keinen Widerspruch.

Clive Odgen mußte gehorchen. Er rechnete damit, wieder die beiden so unterschiedlichen Augenpaare zu sehen. Das allerdings war diesmal nicht der Fall.

Der Mann wurde mit etwas anderem konfrontiert, das ihn fast an seinem Verstand zweifeln ließ.

Aus der tiefen Dunkelheit vernahm er schabende Geräusche. Dazwischen erklang ein Kratzen, das er sehr gut kannte, denn so hörte es sich an, wenn ausgefahrene Krallen über einen rauen Boden schabten.

Hier erlebte er diese Laute, und er empfand sie als furchtbar. Zudem klangen die Geräusche in der Finsternis schaurig und unheimlich. Die Richtung stand fest.

Das Kratzen drang daher, wo die leblosen Katzenkadaver aufgeschichtet lagen.

Tote Tiere, wohlgemerkt.

Und die konnten sich nicht bewegen.

Oder doch?

Unbeschreibliches Grauen und grenzenlose Angst schlichen auf ihn zu, und er stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Sein Verstand weigerte sich einfach, die Dinge zu akzeptieren, die sich mittlerweile als Tatsache herausstellten.

Die Kadaver lebten!

Lebende tote Tiere!

Ein Widersinn, ein Wahnsinn, aber er hörte alles so deutlich, denn er hörte auch die Geräusche, die entstanden, als die Katzen sich abstießen und zu Boden sprangen. Es war das weiche Platschen der Pfoten auf einem harten Boden. Oft genug hatte er es vernommen, und er schaute noch einmal hin, denn er sah etwas, das sein Grauen noch steigerte.

Das seltsame Leben war nicht nur in die Katzenkörper gekrochen, sondern in deren Augen.

Waren sie zuvor glanzlos und fahl gewesen, so leuchteten sie jetzt wieder, und jedes Augenpaar kam ihm so vor, als würde in ihm sein Tod geschrieben stehen.

Die Katzen wollten sich rächen.

Clive Odgen ging zurück. »Nein!« gurgelte er. »Nein, ich kann nicht. Das ist…«

»Es ist eine Tatsache!« vernahm er die Stimme der Frau. »Und du hast dich damit abzufinden.« Während dieser Worte hatte sie, von Odgen unbeobachtet, die Tür geöffnet, so daß ein breiter Lichtstreifen aus dem Kellerflur in den Raum fiel.

Zum ersten Mal sah Clive Odgen die lebenden Katzenleichen.

Seine Augen weiteten sich. Er konnte es nicht fassen, denn der gesamte Katzenberg war in Bewegung geraten. Da wimmelte es, da kratzten die Tiere und bewegten sich, wobei ihre Körper wieder so geschmeidig wirkten wie zu ihren Lebzeiten.

Noch griffen sie nicht an. Irgend etwas hielt sie zurück, und wenig

später erfuhr der grauenerstarrte Clive Odgen, welch eine Teufelei sich Brenda ausgedacht hatte.

»Du kannst fliehen«, sagte sie. »Ich gebe dir eine Minute Vorsprung und damit eine größere Chance, als du sie den armen Tieren gegeben hast. Eine Minute!«

Odgen drehte den Kopf.

Er sah sie vor sich. Jason hockte noch immer auf ihrer Schulter.

Das Gewehr hielt sie gesenkt, die Waffe brauchte sie nicht mehr.

»Hast du verstanden, Bastard?«

Er nickte.

»Lauf!« peitschte der Befehl. »Ab jetzt läuft die Zeit!«

War es tatsächlich eine Chance?

Clive Odgen wußte es nicht, aber er wußte, daß Flucht wirklich die einzige Möglichkeit war, die ihm blieb.

Also rannte er.

In den nächsten Augenblicken vergaß er seine Schmerzen. Für ihn war einzig wichtig, sein Leben zu retten.

Und so stolperte er vor.

Fast wäre er über seine eigenen Beine gefallen, ruderte mit den Armen, erlangte das Gleichgewicht wieder und schaffte es, auch die ersten beiden Stufen der Treppe zu nehmen.

Da erreichte ihn das Lachen.

Es war ein gellendes Gelächter, und er glaubte auch, dazwischen das Fauchen einer Katze zu hören. Doch das war ihm in diesen Momenten egal, wo sein Rücken brannte, als wäre er mit Säure übergossen worden. Odgen dachte nur daran, dem Grauen zu entfliehen.

Wie lange oder kurz konnte eine Minute werden? Über so etwas hatte Clive Odgen noch nie nachgedacht, aber diese 60 Sekunden konnten ihn in eine wahre Hölle bringen.

Mit seltsam anmutenden Sprüngen jagte er die Stufen der Treppe hoch. Seine Hand klatschte dabei gegen die Wand. Er war zu aufgeregt, um das Geländer zu finden, stemmte sich ab, sprang wieder hoch und kickte manchmal mit seinen Schuhspitzen gegen die Kanten.

Die Tür!

Als Rechteck sichtbar und für Clive Odgen ein Rettungsanker. Sie mußte er erreichen, dann durch die Diele rennen, und erst nach ihr konnte er das Haus verlassen.

Mit der Schulter prallte er gegen die Tür, rammte sie auf und torkelte in den Flur.

Der nächste Fluchtpunkt war die Haustür.

Wieder brachten ihn große Sprünge voran, und so etwas wie Hoffnung keimte in ihm hoch. Als er seine Hand auf die Klinke schmetterte, stand er für einen Moment still.

Er versuchte, den Atem anzuhalten, um sich auf das zu

konzentrieren, was sich hinter ihm abspielte.
Kamen sie schon?
Das Klatschen der Pfoten auf dem harten Boden mußte zu hören sein, denn wenn Katzen sich schnell voranbewegten, geschah dies nicht lautlos. Das hörte sich an wie ein Donnern von unbeschlagenen Pferdehufen. Er hatte darin seine Erfahrungen.
Odgen riß die Haustür auf.
Vor ihm nistete die Dunkelheit. Die Außenleuchte war nicht, eingeschaltet, und die kühle Luft traf ihn wie ein eiskalter Wasserschwall im Gesicht.
Mit einem Satz sprang er über die Schwelle, hörte noch das Klingeln des Telefons und ließ es läuten.
Was interessierte ihn ein Anrufer, wenn es um sein eigenes Leben ging?
Nur weiter!
Die Minute war um!
Odgen hatte zwar nicht auf seine Uhr geschaut, aber er hörte hinter sich die Verfolger. Unzählige Katzenpfoten hämmerten auf den Boden, und dieses Geräusch erinnerte ihn an ein tödliches Brausen.
Jetzt waren sie ihm auf den Fersen. Bisher hatte er noch an einen Bluff geglaubt, nun überzeugte ihn die Akustik vom Gegenteil. Sie würden ihn jagen, und sie waren verdammt schnell. Schneller als Menschen, vor allen Dingen auch ausdauernder.
Ein Wahnsinn, wenn er daran dachte. Tote Katzen erwachten plötzlich zum Leben, um einen Menschen zu vernichten. Wie war das nur möglich? Magie, Zauberei?
Odgen war nicht nur Tierfänger, er hatte sich auch mit der Herkunft der Katzen beschäftigt, wobei er genau wußte, daß diese Tiere im alten Ägypten nicht nur als heilig galten, sondern daß ihnen auch übersinnliche Fähigkeiten zugesprochen wurden.
Er hatte es als Märchen abgetan. Jetzt war er dabei, seine Meinung zu revidieren.
Wie lange konnte er noch aushalten? Diese Frage hämmerte in seinem Gehirn. Er versuchte nachzudenken, aber es gelang ihm nicht. Irgendwann hatten ihn die Katzen erreicht, dann war es aus.
Sie würden sich rächen! Und er würde sterben. Nein! Es war wie ein Aufschrei. Sterben wollte er nicht. Und wenn er diese verdammten Viecher mit den eigenen Händen umbrachte, was er schon öfter getan hatte, sie sollten ihn nicht bekommen.
Und so rannte er weiter. Wie ein Schatten tauchte er in den kleinen Wald ein, der in der Nähe des Hauses lag.
Er kannte hier jeden Pfad, jede Lichtung, jeden Weg und Wildwechsel. Seine Schritte stampften auf den feuchten Boden. Es war nicht leicht, immer das Gleichgewicht zu halten. Dennoch schaffte er

es und bewegte sich mit rudernden Armen weiter.

Odgen mußte durch den Wald. Das war seine einzige Chance, denn dahinter lag eine Straße. Sie war zwar nicht allzu stark befahren, dennoch kam hin und wieder ein Fahrzeug vorbei. Und vielleicht hatte er das Glück des Tüchtigen, daß der Fahrer ihn mitnahm. Wenn so etwas eintrat, konnte er der Katzenmeute entkommen.

Diese Hoffnung beflügelte ihn. Er dachte auch nicht mehr so sehr an seinen malträtierten Rücken. Clive schienen auf einmal Flügel gewachsen zu sein.

So schnell war er noch nie in seinem Leben gerannt.

Aber sie kamen.

Die unheimliche Katzenmeute ließ sich nicht aufhalten. Als kompakte dunkle Masse walzte und rannte sie hinter dem flüchtenden Menschen her. Versehen mit glühenden Augen, in denen das Feuer eines unheimlichen Totenreichs zu leuchten schien.

Wann war der Wald zu Ende?

Die Bäume traten zurück, er hatte mehr Platz. Dafür wuchs das Unterholz dichter, und er jagte hindurch wie ein Berserker. Daß die Zweige sperrig, mit Dornen besetzt und auch kratzig waren, störte ihn nicht. Hauptsache, er kam weg.

Die Straße.

Tagsüber war sie ein helles Band aus Asphalt. In der Nacht schimmerte sie fast so wie der Himmel, in einem dunklen Grau.

Der Boden im Wald war feucht gewesen, der Asphalt trocken, und Clive Odgens Lauf wurde ein wenig gebremst. Aber er gab sich selbst Schwung, warf sich vor, sprang über die Straße, glaubte, in der Ferne zwei Lichter zu sehen, holte noch einmal Schwung und schaffte es, mit einem gewaltigen Satz an der anderen Seite der Straße in einem Graben zu landen.

Das war sein Verhängnis.

Hoch spritzte das brackige Wasser. Mit dem rechten Fuß trat er auf einen für ihn nicht sichtbaren und hochkant stehenden Stein, knickte um und sank mit einem Wehschrei auf den Lippen zu Boden, denn durch sein rechtes Bein schoß ein stechender Schmerz bis hoch in den Oberschenkel.

Das hätte Clive Odgen nicht passieren dürfen. Durch seine Verletzung war er der mordgierigen Katzenmeute wehrlos ausgeliefert…

***

Ich hätte über die Hauptstraße zu meiner Wohnung fahren können, doch ich überlegte es mir anders. Dies geschah nicht aus einer Laune heraus, sondern aus klaren Überlegungen. Ich brauchte die Ruhe, um alles durchdenken zu können.

Die Conollys hatten ihr Haus im Londoner Süden gebaut, einer

ruhigen Gegend, die zudem, wenn man einen kleinen Umweg in Kauf nahm, noch waldreich war.

Und diesen Umweg fuhr ich.

Weg von den Hauptstraßen, hineinstechen in schmale Wege, die vorbei an Wäldern und Wiesen führten oder sie durchquerten. Die Lichtglocke der Millionenstadt ließ ich nicht aus den Augen.

Schimmernd lag sie im Norden am Horizont.

Natürlich dachte ich an die Conollys. Ihr Schicksal hatte mich verflixt hart getroffen. Es ging mir an die Nieren, und ich wußte nicht, was ich noch unternehmen sollte.

In der Hölle verschollen.

Das traf für beide zu.

Wie sollte ich sie jemals da wieder herausholen?

Ich wußte es nicht und dachte deshalb näher über den Vorschlag meines Freundes Suko nach.

Konnten wir es Kara und Myxin überhaupt zumuten, mit den Kräften der Hölle Kontakt aufzunehmen?

Würden sie es schaffen?

Eigentlich nicht, denn der Teufel war eine Sache und Atlantis eine andere, wobei ich dazu noch die Großen Alten zählte, die ja zu diesem Kontinent gehörten wie das Salz in der Suppe.

Hier Atlantis, da der Teufel!

Vielleicht gab es trotz allem eine Verbindungslinie, so daß es uns gelingen konnte, auf einem Umweg an Sheila und Bill Conolly heranzukommen. Aber es würde schwer sein, möglicherweise sogar zu schwer, um einen Erfolg zu erringen.

Hätte ich aber nicht versucht, Kara und Myxin einzuschalten, wären die großen Vorwürfe nicht ausgeblieben, und so mußte ich einfach voll auf Risiko setzen.

Es hatte keinen Sinn, die Chancen mathematisch zu erfassen, sie standen zu schlecht.

Sehr gut kannte ich mich in dieser Ecke Londons nicht aus. Ich wußte nur die Richtung, die ich einhalten mußte. Nach Norden.

Dabei konnte ich mich an der Lichtglocke orientieren.

Kein Wagen befand sich vor mir, keiner folgte mir. Mutterseelenallein fühlte ich mich und mußte schließlich an einer Kreuzung stoppen. Es war mittlerweile die dritte.

Ich fuhr weiter geradeaus.

Rechts und links befanden sich Felder. Die Scheinwerfer streiften noch die Straßenränder und leuchteten weit in die Dunkelheit hinein, da ich das Fernlicht eingeschaltet hatte.

Dort, wo es endete, rückte etwas Dunkles näher an die schmale Straße heran.

Ein Waldstück, und es war größer, als ich beim ersten Hinsehen

angenommen hatte.

Parallel zur Straße wanderte es mit, und das Licht huschte geisterhaft über Unterholz und dicke Baumstämme, wobei es einen blassen Schein auf die Rinde legte.

Der Weg schwang in eine Rechtskurve. Für einen Moment konnte ich die Straße nicht mehr so weit überblicken wie noch vor einigen Sekunden, aber ich sah dennoch die Gestalt, die wie ein Wiesel über die Straße huschte.

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Untergetaucht, einfach weg. Unwillkürlich nahm ich Gas weg und rollte langsamer weiter. Man hätte es für einen Spuk halten können, aber das war es nicht gewesen, auf meine Augen konnte ich mich verlassen.

Wie ein Koloss mit zwei gelben Glotzern rollte der dunkle Bentley näher und erreichte fast den Punkt, wo die Gestalt über die Straße gelaufen war. Ich nahm mir vor, anzuhalten. Mein rechter Fuß befand sich schon in Bewegung, um das Bremspedal nach unten zu treten, als mich die Ereignisse überfallartig überrollten.

Von rechts kamen sie.

Der Wald schien urplötzlich zu leben. Ein unheimliches, grauenhaftes Leben, kaum zu zählende Augenpaare, grell leuchtend, fast explodierend. Dann waren die kleinen Bestien da und überschwemmten meinen Bentley wie eine Woge…

Vor Schreck hatte ich den Motor abgewürgt. Der schwere Wagen ruckte vor, etwas wurde von dem linken Vorderreifen zerdrückt, dann stand der Wagen.

Ich sah, wer sich da aus dem Wald gestürzt hatte.

Keine Monster, keine Dämonen, sondern andere Geschöpfe.

Katzen!

Nicht eine, nicht zwei oder drei, nein es waren unzählige Tiere, die aus dem Wald kamen, den Weg erreichten und mit langen Sätzen über ihn hinweghuschten. Wem der Bentley im Wege stand, der überkletterte kurzerhand das Hindernis.

Die Katzen waren überall. Sie sprangen auf die Motorhaube, kratzten über das Blech, huschten weiter und verschwanden aus meinem Blickfeld. Ich hörte sie auf dem Dach, sah sie an den Scheiben, und für kurze Augenblicke preßten manche von ihnen ihre Gesichter gegen das Glas, so daß ich die glühenden Augen sehen konnte. Glühende Augen?

So etwas hatte ich bei Katzen noch nie gesehen. Diese aber glühten in einem tiefen Rot, als wären die Körper mit Feuer gefüllt, das nur an diesen beiden Augen den Weg ins Freie fand.

Sogar am Außenspiegel hangelten sich die Biester hoch, huschten über Dach und Haube, schlugen und kratzten mit ihren Pfoten gegen die Scheiben und verschwanden. Ein Spuk, nichts weiter.

Oder?

»Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen«, murmelte ich und blieb nicht länger im Wagen sitzen. In diesen Momenten waren die Conollys vergessen. Ich befand mich wieder voll in Action und rammte die Fahrertür bis zum Anschlag auf.

Von rechts waren die Katzen gekommen, von links waren sie verschwunden. Um dorthin zu gelangen, mußte ich um den Wagen herum, schaffte die Strecke sehr schnell und lief auf den gegenüberliegenden Straßenrand zu.

Ich hatte mein Ziel noch nicht erreicht, als ich das wütende, furchterregende Fauchen hörte. Dazwischen vernahm ich hohe Schreie und ein wildes Kreischen.

Mir wurde heiß und kalt zur gleichen Zeit, ich lief noch einen Schritt und blieb dann stehen.

Eine Unmenge an Katzen wälzte sich in einem gewaltigen Wulst innerhalb und dicht außerhalb eines Straßengrabens. Da sie so dicht beieinander hockten, mußten sie ein Ziel haben, das von ihnen angegriffen worden war.

Ja, sie hatten eins.

Es war ein Mensch!

Ich sah seinen Körper nicht, aber ich entdeckte seinen Arm, der plötzlich aus dem Berg hervorragte. Ich sah auch die zur Klaue gekrümmte Hand, wie sie nach einem Halt suchte.

Arm und Hand schimmerten bleich, bis auf die langen roten Streifen, die an der Haut entlang liefen.

Drei Katzen sprangen gleichzeitig an dem Arm hoch und krallten sich fest.

Ich schüttelte mich vor Grauen, denn ich wußte, daß diese Viecher dabei waren, einen Menschen zu töten.

Wie sollte ich ihm helfen?

Ich sah ihn nicht und hörte ihn auch nicht schreien. Wahrscheinlich erstickten die auf ihm liegenden Katzenkörper jeden Laut.

Ich mußte etwas tun.

Mit beiden Beinen gleichzeitig stieß ich mich ab, landete inmitten der Katzenkörper und spürte unter meinen Füßen weiches Fell, Knochen und Bewegungen, wobei ich ausrutschte und mich natürlich nicht halten konnte.

Ich fiel, gab mir dabei zusätzlichen Schwung, wobei ich versuchte, mich von der Masse der Katzenkörper zu entfernen, und landete auf der feuchten, weichen Erde.

Würden sie auch mich überfallen?

Mit diesem Gedanken beschäftigte ich mich zwangsläufig und sah die Tiere jetzt aus der Froschperspektive, wobei sie mir vorkamen wie gefährliche Raubtiere und nicht wie Hauskatzen.

Da erklang ein Fauchen.

Irgendwo in der Dunkelheit war es ertönt. Die Katzen hörten es, und anstatt mich anzugreifen, drehten sie ab. So rasch, wie sie erschienen waren, jagten sie auch wieder zurück.

Für kurze Zeit noch hörte ich das Trommeln ihrer Pfoten auf dem Boden, dann waren sie verschwunden.

Ein Spuk, mehr nicht.

Aber ein tödlicher.

Das wußte ich genau, denn als ich mich hochstemmte, da sah ich die Leiche.

Zum Glück war es dunkel. So konnte ich nicht alle Einzelheiten erkennen, aber wenn ein Mensch von vielleicht 50 oder mehr blutgierigen und mordbereiten Katzen angefallen wird, dann sieht er im Tod auch dementsprechend aus.

Dennoch nahm ich meine Lampe, um in das Gesicht des Toten zu leuchten.

Ich hätte mir die Mühe sparen können, denn der Mann war nicht mehr zu erkennen.

Tief atmete ich ein, während ich aus dem Graben kletterte, für einen Moment auf der Fahrbahn stehen blieb und dann zu meinem Bentley ging, um die Scheinwerfer zu löschen.

Ich schloß den Wagen ab, denn weiterfahren wollte ich nicht mehr. Hier war etwas Schreckliches geschehen, das unbedingt einer Aufklärung bedurfte.

Katzen, die killten!

Katzen mit roten Augen!

War das normal? Oder spielten andere, dämonische Kräfte eine Rolle? Denn ich hatte in der Vergangenheit schon einmal einen Fall mit einer Dämonenkatze erlebt.[1]

Gab es hier Parallelen?

Ich wußte es nicht, hoffte auch nicht darauf, sondern wollte mich erst einmal intensiv um diesen neuen Fall kümmern.

Die Katzen waren verschwunden, und ich hatte mir haargenau die Richtung gemerkt, in die sie gelaufen waren.

Wieder zurück über die Straße und in den Wald hinein, der natürlich ein hervorragendes Versteck bot.

Sollte ich ihnen auf diesem Weg folgen?

Es war schwer, eine Entscheidung zu treffen. Wenn 50 und mehr Katzen über mich herfielen, nutzte mir keine Kampfkraft mehr.

Dann würde es mir wie dem Mann im Straßengraben ergehen.

Aber was hatte die Tiere dazu veranlasst, ihn anzugreifen? Ohne Grund taten sie nichts. Es mußte also ein Motiv geben, und das wollte ich zu gern herausfinden.

Das Unterholz knackte viel zu laut, als ich mich in den Wald schob.

Wenn irgend jemand da lauerte, war er früh genug gewarnt.
Es tat sich nichts. Niemand griff mich an, keiner wollte mich abschießen. Ich blieb auf mich allein gestellt und erkannte sogar einen schmalen Weg, der den Wald durchkreuzte.
Für einen Moment nahm ich die kleine Lampe zu Hilfe, leuchtete in den Weg hinein und fand ihn leer.
Das war gut…
Aber wo steckten die Katzen?
Innerlich und äußerlich war ich gespannt, als ich tiefer in den Wald eindrang. Ständig, schaute ich nach links und rechts, drehte mich auch, aber von den Katzen sah ich nichts mehr. Trotz ihrer glühenden Augen hatten sie es geschafft, sich unsichtbar zu machen.
Konnten sich die Katzen in Luft aufgelöst haben? Eigentlich war nichts unmöglich, denn dieses Wort hatte ich mittlerweile gestrichen, aber ich wollte nicht daran glauben und suchte deshalb rechts und links des Wegs den Boden mit Hilfe der Bleistiftleuchte ab.
Auch in die Bäume schaute ich.
Doch ich wurde enttäuscht.
Keine Katzen zu sehen. Nicht ein glühendes Augenpaar, das auf mich nieder starrte.
Bis auf meine eigenen Schritte hörte ich nichts. Still war es und die Nacht voller Schatten. Wie Tücher hingen sie zwischen den Bäumen, deren manchmal schon kahle Zweige auf mich gespenstisch wirkten.
Über meinen Rücken lief ein Frösteln. Es lauerte kein Gegner in der Nähe. Dennoch hatte ich das Gefühl, von jemandem beobachtet zu werden und eingekreist worden zu sein.
Wenn der Nachtwind etwas stärker aufbrauste, bewegte er auch die Zweige der Büsche, die dann wie harte Finger über meine Kleidung glitten.
Wieder blieb ich stehen, drehte mich und schaute schräg zurück.
Da hörte ich die helle Frauenstimme.
»Guten Morgen, Mister…«
Mitternacht war inzwischen schon vorbei!
Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich mich wieder umdrehte und fassungslos auf das Mädchen oder die junge Frau starrte, die etwas mehr als fünf Schritte vor mir auf dem Weg stand und mich anblickte. Es war ein Bild, das ich nicht fassen oder begreifen konnte, denn mit einer Frau hätte ich nun wirklich nicht gerechnet.
Sie stand da und war trotz der schlechten Lichtverhältnisse sehr gut zu erkennen, was mich wiederum wunderte. Schwarzes Haar, ein schmales Gesicht, schrägstehende Augen, ein heller Pullover, ein dunkler, etwas eng geschnittener Rock.
Nichts Besonderes an sich.

Nur etwas irritierte mich noch. Das Mädchen trug eine pechschwarze Katze auf dem Arm. Nur leuchteten die Augen dieser Katze nicht knallrot, sondern mehr gelblich, sogar mit einem Stich ins Grünliche, wobei sie mit den Pupillen des Mädchens harmonierten.

Ich war sprachlos und hatte auch nach einigen Sekunden noch keine Antwort parat.

»Haben Sie einen Grund, des Nachts durch den Wald zu streifen, Mister?« fragte sie mich.

Ich verzog das Gesicht. »Die gleiche Frage könnte ich Ihnen stellen.«

»Den habe ich.«

»Welchen?«

»Ich werde ihn nicht verraten. Aus bestimmten Gründen nicht, Mister. Ich möchte Sie aber warnen, oder gehören Sie auch zu ihm?«

»Zu wem?«

Sie lächelte knapp. »Mister, Sie wissen doch genau, wen ich meine.«

»Den Toten?«

»Ist er denn tot?«

»Sie können seine Leiche gern sehen, wenn Sie starke Nerven haben, Madam…«

»Sagen Sie Brenda zu mir.«

»Und wie heißt Ihre Katze?«

»Es ist ein Kater, und er hört auf den Namen Jason.«

»Sie wissen viel«, sagte ich. »Deshalb würde es mich auch interessieren, ob Sie den Toten gekannt haben, der jetzt im Straßengraben liegt.«

»Nicht besonders.«

»Aber Sie wissen, wer es ist?«

»Ja, Clive Odgen.«

»Und?«

»Nichts und«, sagte sie. »Gehen Sie wieder, Mister! Den guten Rat darf ich Ihnen noch geben. Es ist wirklich besser, glauben Sie mir. Sie würden nur in Ihr Unglück rennen.«

So leicht ließ ich mich nicht abspeisen. Vor allen Dingen dann nicht, wenn es einen Toten gegeben hatte. Und die junge Frau vor mir, die sich Brenda nannte, sah mir ganz danach aus, als wüßte sie mehr über den Toten.

Ich wollte gehen, wann ich es für richtig hielt. »Gehört der Wald Ihnen?« fragte ich.

»Natürlich nicht.«

»Dann können Sie mich auch nicht zwingen, das Gelände zu verlassen.«

Brenda schüttelte den Kopf. »Zwingen nicht, nur raten.«

Die Person wurde mir allmählich unheimlich. Sie stand da mit einer Selbstverständlichkeit, als würde ihr alles gehören. Und sie hielt einen

Kater auf den Armen. Ich aber hatte erlebt, daß Katzen sich für einen Mord verantwortlich zeigten. Sie hatten einen Menschen getötet, waren in diesem Fall kleine Killerbestien.

Und das sagte ich Brenda auch.

»Clive Odgen hat es nicht anders verdient gehabt!« lautete ihre Antwort. »Er hätte 1000 Tode sterben müssen. Die Katzen gaben ihm eine Chance. Er hätte fliehen können. Früher hat er den Tieren nie eine Chance gelassen, sondern sie in Käfige gesperrt und für den Transport vorbereitet. Es gibt ja genug Abnehmer in der Industrie.«

Nun wußte ich, worauf die ganze Sache hinauslief. Tierquälerei, Versuche mit Tieren und an Tieren, um für die Menschheit angeblich die großen Heilmittel zu finden. Ein hochbrisantes Thema, das gerade in der letzten Zeit Furore gemacht hatte. Bei Versuchen an Mäusen begann es, und beim Abschlachten der Robben hörte es auf.

Aber war das alles eine Entschuldigung für einen Mord an einem Menschen? Nein, solange es noch Gesetz und Recht gab, nicht. Das mußte auch das Mädchen einsehen.

»Es ist ein Mord geschehen«, erklärte ich. »Und der muß aufgeklärt werden.«

»Sie sprechen, als wären Sie von der Polizei«, sagte sie.

»Ich bin Polizist.«

»Aha.« Sie lächelte mokant. Ihre Augen verengten sich noch mehr, so daß ich wirklich das Gefühl hatte, in Katzenaugen zu schauen. »Welchen Grund hatten Sie, hier zu erscheinen?«

»Ich kam zufällig vorbei.«

»Nun ja, Mister…«

»Sinclair, Oberinspektor Sinclair.«

»All right, Mister Sinclair. Sie können sagen, tun und lassen, was Sie wollen. Was hier allerdings geschieht, das bestimme ich. Deshalb gebe ich Ihnen noch einmal den Rat: Gehen Sie hier weg, und vergessen Sie alles, was Sie hier gesehen haben.«

»Das werde ich nicht tun.«

»Dann müssen Sie die Folgen tragen!«

Sekundenlang schauten wir uns an. Wer in ihr Gesicht sah – so interessant es war –, konnte schon Angst bekommen. Mir war längst klargeworden, daß dieses Mädchen Macht über die Katzen besaß. Es konnte sie manipulieren, und ich wollte mich auf keinen Fall von ihm beeinflussen lassen. Am besten war es, sofort durchzugreifen.

Der kleine Kater auf ihrem Arm bewegte sich. Sein Miauen schwebte mir entgegen, als er zuerst seinen Kopf und danach den Körper bewegte, um auf die Schulter seiner Herrin zu klettern. Dort blieb er sitzen und schaute mich an.

Es war ein normales Tier, das war mir inzwischen klargeworden.

Aber wo hielten sich die anderen Katzen verborgen?

»Denken Sie nach, Polizist«, sagte Brenda, drehte sich um und ging einfach davon.

Damit überraschte sie mich wirklich. Ich stand da und schaute ihr kopfschüttelnd nach. Fast schwebend schritt sie den Weg entlang, tauchte unter Ästen hinweg und war dann verschwunden. Einfach so!

Ich blieb stehen, runzelte die Stirn und starrte dieser Brenda nach. Das durfte es doch nicht geben. Sie verschwanden spurlos.

Ich lief ebenfalls los, erreichte die Stelle, wo ich sie zuletzt gesehen hatte, schaute nach rechts und links, suchte im Unterholz und sah von ihr keine Spur.

Brenda hatte sich in Luft aufgelöst.

Ein wenig verloren stand ich herum, sah weder von den Katzen noch von Brenda etwas und bemerkte allerdings einen leicht rötlich leuchtenden Schein, der aus meiner Kleidung drang. Im ersten Augenblick achtete ich nicht so darauf, bis ich genauer nachschaute und feststellte, daß dieser Schein von meiner wertvollsten Waffe, dem Kreuz, stammte.

Es hatte reagiert!

Aber wieso?

Hastig griff ich an die Kette, streifte sie über den Kopf und schaute mir das Kreuz an.

Nicht die Enden, wo die vier Erzengel ihre Zeichen hinterlassen hatten, strahlten Licht ab, sondern ein anderes Symbol. Eins, das sich so ziemlich in der Mitte befand.

Das Allsehende Auge!

Was war geschehen? Weshalb reagierte ausgerechnet das Allsehende Auge in diesen Momenten?

Eine Antwort fand ich nicht so schnell. Mir fiel ein, daß dieses Auge im alten Ägypten auch zur Darstellung des Gottes Osiris gedient hatte. Es sollte die Menschen an die Wachsamkeit Gottes erinnern und hatte mich ebenfalls erinnert oder gewarnt.

Wovor?

Natürlich vor dieser Brenda. Nur – was hatte sie mit dem Allsehenden Auge zu tun?

Allmählich wurde der Fall mystisch. Ich schaute auf das Kreuz, sah auch den Strahlenkranz um das Auge herum, aber der war blaß geblieben. Nur die Pupille in der Mitte leuchtete in einem seltsamen Farbton.

Daß es überhaupt so reagiert hatte, war für mich der Beweis, mitten in einem magischen Fall zu stecken, den ich mit normalen Mitteln wahrscheinlich nicht lösen konnte.

Die Frau – das Auge – die Katzen!

Drei Dinge, die ich irgendwie miteinander verbinden mußte.

Wobei ich nicht genau wußte, wie ich das anstellen sollte und wo es

die gemeinsamen Linien gab.

Welche Spur führte nach Ägypten?

Noch einmal stellte ich mir die letzte Szene vor, dachte an die Katzen und stolperte über etwas.

Genau, die Katzen!

Im alten Ägypten galten die Katzen als heilig. Wer eine Katze tötete, dem erging es schlecht. Die Tiere wurden früher verehrt und manche wie Gottheiten gehalten.

Was an diesem Glauben und dieser Mythologie stimmte, war mir nicht bekannt. Ich hatte nie einen Grund gehabt, mich intensiver damit zu beschäftigen. Wie die Lage jetzt allerdings aussah, würde ich wohl nicht daran vorbeikommen.

Es gab für mich zwei Möglichkeiten. Entweder alarmierte ich die Kollegen der Mordkommission, oder ich ging weiter in den Wald hinein und schaute mich dort einmal um. Irgendwo mußte es ein Ziel geben, denn einen Rückzieher wollte ich trotz der Warnung nicht machen.

Brenda war vor mir verschwunden. Diesen Weg mußte ich zwangsläufig auch nehmen. Vielleicht traf ich auf ein Versteck, denn die Katzen mußten ja irgendwo sein.

Oder sollten sie sich aufgelöst haben?

Mittlerweile ging ich schon davon aus, daß sich das Mädchen aufgelöst hatte, denn eine andere Erklärung wußte ich nicht. Wenn sie im Unterholz oder zwischen den Bäumen verschwunden wäre, hätte ich etwas bemerkt und Spuren oder sie selbst gesehen. Nichts davon.

Nur kahle Bäume.

Äste, die sich mir wie Arme entgegenreckten, um mich zu begrüßen. Laub lag auf dem Boden. Wenn ich darüber hinwegschritt, raschelte und knisterte es.

Andere Laute vernahm ich nicht. Auch kein Rascheln oder Flügelschlagen. Die Nachttiere des Waldes schienen sich zurückgezogen und Angst vor den Katzen zu haben.

Die Luft war nicht klar. Hin und wieder hingen dünne Dunstschleier zwischen den Bäumen und sorgten dafür, daß die Atmosphäre noch geheimnisvoller wurde.

Auch mir rann einige Male eine Gänsehaut über den Rücken, als ich Schritt für Schritt tiefer in den mir unbekannten Wald hineinging. Wo hatten sich die Katzen verborgen?

Ich lauschte auf jedes Rascheln, war fixiert darauf, fremde Geräusche zu vernehmen, hörte aber nichts, was mich hätte beunruhigen können.

Noch immer strahlte das Allsehende Auge. Lockend und gleichzeitig warnend kam mir der Schein vor. Ich hätte viel darum gegeben, mich mit dem Kreuz unterhalten zu können, so war ich weiterhin nur auf Vermutungen angewiesen.

Der Vergleich mit einem Märchen kam mir in den Sinn. Tatsächlich, ich fühlte mich in eine Sage oder eine Legende versetzt, und der Wald wirkte verwunschen auf mich.

Voller Geheimnisse steckend, die gleichzeitig auch gefährlich sein konnten.

Und dieser Vergleich erhielt neue Nahrung, als ich plötzlich das Haus sah, das auf einer kleinen Lichtung stand. Es sah düster aus, wurde von Dunstschleiern umschwebt, und seine düsteren Mauern schienen alle Geheimnisse des Waldes zu bewahren.

Im Haus brannte Licht, und der schwache Schein fiel auch nach draußen, so daß er nahe der Wand eine Insel bildete.

Unheimlich war es.

Meine Sinne hatten sich im Laufe der Zeit sehr stark entwickelt.

Ich hatte ein Gespür für gewisse Dinge, und hier spürte ich, daß etwas nicht stimmte.

Im Haus lauerte eine Gefahr!

Dennoch ging ich weiter. Gekniffen hatte ich noch nie. Als mein Blickwinkel besser wurde, sah ich im Schatten der rechten Hausseite einen Kombi stehen. Es war ein japanisches Modell.

Zwar war meine Sicht nicht besonders, dennoch glaubte ich, durch die hintere Scheibe ein Gitter zu sehen.

Benutzte oder hatte der Tote diesen Wagen als Transporter für seine Tiere benutzt?

Wahrscheinlich, und ich blieb vor der Tür für einen Moment stehen, bevor ich mich entschloss, das geheimnisvolle Haus zu betreten.

Ein gutes Gefühl hatte ich nicht dabei. Als ich über die Schwelle ging, fiel mir sofort der Gestank auf, der mir entgegenwehte. Es war ein seltsamer Geruch, der meinem Magen nicht gerade gut tat. So rochen oder stanken Katzen, wenn sie nicht gesäubert wurden oder selbst nicht die Energie besaßen, sich zu säubern.

Katzendreck und Katzenkot…

Licht brannte.

Ich stand in einem Flur oder einer großen Diele und sah, daß vier Türen abzweigten.

Eine stand offen.

Mein Blick fiel in den dahinterliegenden Raum, und ich wußte plötzlich, wo die zahlreichen Katzen geblieben waren. Sie hielten sich in dem Zimmer auf. Oder waren es andere?

Das leise Tappen der Pfoten vernahm ich, hin und wieder ein kläglich klingendes Miauen, ein leises Fauchen oder Schnurren.

Doch die Tiere machten mir nicht den Eindruck, als wären sie sehr aggressiv und wollten mich angreifen.

Meiner Ansicht nach konnte ich es riskieren und den Raum betreten. Die Tür drückte ich noch weiter auf, blieb auf der Schwelle stehen und

sah die zahlreichen kleinen Käfige an der Wand. Aber auch den großen Schrank mit den aufgezogenen Schubladen. In einigen hockten Katzen und schauten über die Ränder.

Die kleinen Köpfe bewegten sich kaum, der Gestank war fast nicht auszuhalten. Überall in den engen Gitterkästen entdeckte ich den Schmutz, denn niemand hatte diese Boxen gereinigt.

Die Tiere mußten wirklich Qualen erlitten haben, als sie in diesen Käfigen gehalten wurden. Es war grauenhaft. Clive Odgen hatte überhaupt kein Gefühl oder Mitleid gekannt.

Konnte man von einem Tierfänger so etwas erwarten?

Wohl kaum. Für ihn war nur das Geschäft wichtig, und die Konzerne kauften ja.

Es war sehr still. An die Geräusche der Katzen hatte ich mich mittlerweile gewöhnt und zuckte zusammen, als ich plötzlich das Schrillen des Telefons vernahm.

Für einen Moment stand ich steif. Erst beim zweiten Klingeln fuhr ich herum.

Der Apparat mußte in einem anderen Raum stehen, denn das Läuten klang gedämpft.

Die Richtung war leicht festzustellen. Ich wandte mich nach links, öffnete eine Tür, schaute in das Zimmer und sah eine alte Einrichtung, die der Mann wahrscheinlich von seinen Eltern oder Großeltern geerbt hatte.

Der schwarze Apparat stand auf einem runden Tisch und läutete.

Wer, zum Teufel, rief noch mitten in der Nacht an?

Ich wollte es wissen, ging hin und hob ab, wobei ich mich mit einem hoffentlich verschlafen klingenden und ziemlich brummigen »Ja« meldete.

»Hör zu, Odgen, wir kommen noch heute.«

»Wieso? Wann?«

»Leg dich nicht mehr ins Bett. Wir brauchen unbedingt eine neue Fuhre. Du hast ja genügend da.«

»Ja, sicher…«

»Auch tote Katzen?«

»Ich… Ähm …« Verdammt, was sollte ich jetzt sagen?

Der andere nahm wohl an, daß es an der Müdigkeit lag. Er lachte leise. »Bleib auf, wir suchen uns die Kadaver schon aus. Übrigens, ich bringe noch Bruce mit. Bis gleich dann.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, hatte der Typ schon aufgelegt.

Das paßte mir ja überhaupt nicht. Jetzt noch Besuch zu bekommen, war einfach ein wenig viel verlangt. Himmel, was wollten die Leute in der Nacht hier? Tote Katzen abholen? Wofür? Und tote Katzen hatte ich nicht gesehen, nur lebende.

Ich legte den Hörer auf und überlegte. Clive Odgen war von Katzen

angegriffen worden, die rote Augen besaßen. Killeraugen hätte man auch sagen können. Ich hatte allerdings in das Zimmer geschaut und Katzen mit normalen Augen gesehen.

Gab es da zwei verschiedene Rassen?

Verdammt, wenn diese Brenda jetzt hier gewesen wäre, sie hätte mir eine Antwort geben können.

Die toten Katzen wollten mir einfach nicht aus dem Sinn. Ich dachte über sie nach, als ich das Zimmer verließ und in der Diele stehen blieb. Weshalb hatte der unbekannte Anrufer ausgerechnet tote Katzen verlangt? Wenn es die tatsächlich gab, mußten sie irgendwo sein. Räume genug standen ja zur Verfügung.

Der eine kam schon mal nicht in Frage. Und auch nicht der, in dem das Telefon stand.

Demnach mußten sich die toten Tiere in einem der Zimmer befinden, die ich noch nicht untersucht hatte. Zwei blieben übrig. Ich öffnete die erste Tür, schaute in einen Raum, der schmutzig aussah und als Küche benutzt wurde. In der Spüle stapelte sich Geschirr.

Fliegen umsurrten die Tassen, Teller und Gläser. Katzen sah ich nicht. Weder lebende noch tote.

Das andere Zimmer diente als Schlafraum. Ein nicht gemachtes Bett und der schmutzige Fußboden fielen mir auf.

Hier gab es auch keine toten Katzen.

Vergeblich suchte ich eine nach oben führende Treppe. Das Haus hatte nur das Erdgeschoss.

Und den Keller.

Diese Tür stach mir ebenfalls ins Auge. Sie war nicht geschlossen, zudem brannte im Keller Licht, und ich konnte die Treppenstufen hinabschauen.

Er lockte mich, aber ich spürte gleichzeitig die Gefahr, die von ihm ausging. Mit Kellern hatte ich meine bösen Erfahrungen gemacht. Es war nicht gut, ohne Rückendeckung hineinzugehen.

Wenn ich erst unten war, konnte die Tür von oben leicht abgeschlossen werden.

Es sah nicht gut aus.

Ich drehte mich wieder um. Die Haustür hatte ich nicht geschlossen. Mein Blick fiel nach draußen, und ich sah auch die Schatten der großen Bäume am Rande der Lichtung.

Aber ich sah noch mehr! Zwischen den Ästen und Zweigen schimmerten zahlreiche Augenpaare. Böse, funkelnde Sterne, überall verteilt, aber so, daß sie alle auf das Haus schauen konnten.

Das waren die Killerkatzen!

Manche hockten oben in den Bäumen, andere wiederum hatten tiefer ihren Platz gefunden. Wo sie auch saßen, eines hatten sie gemeinsam: die kalten Totenaugen! Und sie waren bereit, keinen mehr aus dem

Haus zu lassen. Sie hatten mir eine Falle gestellt.

Dies war mir längst klargeworden, und ich spürte, wie sich mein Magen zusammenzog.

Jetzt hätte ich gern meinen Freund Suko an der Seite gehabt. Da es nicht möglich war, mußte ich allein mit den Problemen fertig werden und ging zwei Schritte vor.

Sie brachten mich genau in das Türrechteck.

Da blieb ich stehen.

Jetzt sah ich sie deutlicher. Im finsteren Wald wimmelte es von roten Sternen, von kalten Augenpaaren, die auf mich gerichtet waren.

Es war auch nicht mehr so still. Den Katzen schien es nicht zu gefallen, daß ich weiter vorgegangen war, denn drohend klingendes Fauchen schallte mir entgegen.

Was sollte ich tun?

Daß die Katzen mich nicht auf normalem Weg zu meinem Wagen lassen würden, lag auf der Hand. Aber ich wollte zumindest einen Versuch starten.

Mit vorsichtigen Schritten verließ ich das Haus. Meine Beretta ließ ich stecken und hielt nur das Kreuz in der rechten Hand, allerdings ein wenig verdeckt, denn ich hatte die Hand zur Faust geschlossen.

Aus dem Dunkel des Waldes drang mir ein gefährliches Fauchen entgegen.

Wieder eine Warnung!

Ich hörte sie, achtete aber nicht darauf und ging unbeirrt weiter, wobei ich direkt den Weg ansteuerte, den ich gekommen war.

Vier Yards ungefähr konnte ich zurücklegen, dann reagierten die Katzen. Und sie waren verdammt schnell. Einige von ihnen bewegten sich hektisch. Ich erkannte es am Hin- und Herhuschen der glühenden Augenpaare. Sie zeichneten einen Zickzack-Weg nach. Das Fauchen wurde lauter, und im nächsten Augenblick stießen sie sich ab und sprangen zu Boden.

Es waren drei Katzen, die mit Sprüngen auf mich zuhetzten und mich angreifen wollten.

Das war einen Versuch wert.

Als die erste sprang, wartete ich so lange, bis sie sich dicht vor mir befand. Erst dann streckte ich die Hand mit dem Kreuz nach vorn. Das Tier konnte nicht mehr ausweichen. Es prallte mit der Brust dagegen, und seine Pfoten huschten noch über meinen Handrücken. Dann reagierte die Weiße Magie meiner Waffe.

Die Katze explodierte vor meinen Augen. Sie strahlte, ihr Körper schien von einer Glut erfüllt zu sein, erkaltete noch in derselben Sekunde und fiel als Staub zu Boden.

Ich hatte keine Zeit, mich überrascht zu zeigen, denn die nächsten Katzen sprangen gleichzeitig. Sie blieben nicht dicht beieinander,

sondern fächerten auseinander, so daß sie mich an verschiedenen Körperteilen treffen konnten.

Die linke wehrte ich mit der Faust ab. Ich spürte unter meinen Fingern das Fell, hörte ein wütendes Kreischen. Die Katze fiel zu Boden, und gleichzeitig trat wieder mein Kreuz in Aktion.

So erwischte ich die zweite.

Ein klägliches Schreien drang mir entgegen, ein Miauen. Der Katzenkörper loderte von innen, so daß für einen Moment ein Glutball in der Luft stand, dann rieselte Asche zu Boden.

Geschafft!

Zwei Katzen weniger, denn die dritte huschte wieder auf den Wald zu.

Ich trat zurück.

Die Attacke der Katzen und meine gleichzeitige Gegenreaktion hatten mir gezeigt, daß ich es nicht mit normalen Tieren zu tun hatte, sondern mich mit dämonischen Wesen herumschlagen mußte.

Vielleicht Katzenzombies?

Ich warf einen Blick auf mein Kreuz und sah das Allsehende Auge hell strahlen.

Ägyptische Mythologie hatte für die Vernichtung der drei Katzen gesorgt. Das wurde mir immer mehr klar, und plötzlich sah es gar nicht so schlecht für mich aus.

Die dritte Katze hatte Angst gezeigt. Sie war zu ihren Artgenossinnen geflohen, und ich war gespannt, wie die übrigen Tiere reagieren würden, wenn ich den Weg zurückging und mein Kreuz dabei in der Hand hielt.

Einen Blick warf ich noch dorthin, wo der Kombi stand. Mir fiel ein, daß der Waldweg eigentlich zu schmal für einen solchen Wagen war, deshalb mußte es meiner Ansicht nach noch eine zweite Zufahrt zu diesem Haus hier geben.

Sollte ich sie nehmen?

Mein Optimismus erhielt einen starken Dämpfer, denn hinter mir hörte ich die Stimme dieser Brenda.

»Sie haben eine gute Waffe, Sinclair. Ich frage mich allerdings, ob Sie auch kugelfest sind…?«

***

Der Fahrer hieß Bruce Talbot, der andere, ein Beifahrer, hörte auf den Namen Ross Delany.

Beide Männer gehörten zu den Typen, die eigentlich jeden Job annahmen, Hauptsache war, er brachte ein paar Scheine. Im Moment arbeiteten sie für einen Konzern, der Schmerzmittel herstellte und für seine Versuche sehr viel Nachschub benötigte.

Mit dem Wort Nachschub waren die Katzen umschrieben worden.

Was da genau lief, wußten beide Männer nicht. Sie waren nur die Fahrer und Transporteure, ihnen war es auch egal, ob sie tote oder lebendige Tiere fuhren, es zählten allein der Erfolg und die Scheine.

Sie fuhren einen alten VW-Bus. An der hinteren Ladefläche gab es keine Scheiben, der Wagen war zu, und die Abtrennung zum Führerhaus hin hatte man verstärkt, denn manche Tiere spielten verrückt. Sie merkten oft genug, daß sie getötet werden sollten, und blieben nie ruhig.

Bruce Talbot lenkte sicher. Er war ein grobschlächtiger Typ. Sein graues Haar hatte er als Bürste geschnitten. Aus diesem Grund kam seine Stirn besonders zum Vorschein. Sie wirkte hoch und langgezogen. Die Adern traten wie ein blaues Muster hervor.

Ross Delany war gegen ihn direkt schmächtig. Delany liebte Leder. Er legte jeden Cent an, um sich diese Kleidung leisten zu können. Auch in dieser Nacht war er wieder in glänzendes grünes Leder gekleidet, das hauteng anlag. In gewissen Kreisen galt Delany als Lederboy, und er hatte auch seine entsprechenden Freunde gefunden.

Schwarz wie das Gefieder eines Raben war sein Haar. Die Haut dagegen wirkte hell, dafür war der Bart ebenso schwarz wie die ›Wolle‹ auf seinem Kopf.

Die beiden Männer passten eigentlich überhaupt nicht zusammen. Man konnte sie auch nicht als Freunde oder Partner bezeichnen, nur beim Job ergänzten sie sich.

Delany war der Kopf des Duos, und Talbot fühlte sich für die profanen Dinge zuständig. Man konnte ihn auch als Tierquäler einstufen, denn wenn die Katzen oder Hunde schrien, hatte er seinen Spaß.

Im Augenblick aber war er sauer. Es paßte ihm überhaupt nicht, in der Nacht noch zu fahren, und er schimpfte entsprechend.

»Was hast du?« sagte Delany mit seidenweicher Stimme. »Es ist doch nicht weiter tragisch.«

»Ich habe aber was im Bett liegen.«

»Ist er blond?« Delany lachte kichernd.

»Von wegen, du Bock. Sie ist blond.«

»Schade. Woher hast du sie denn?«

»Hafen.«

»Widerlich.« Ross schüttelte sich.

»Hör du auf«, sagte Bruce Talbot. »Wenn ich daran denke, was du dir anschleppst…«

»Meine Freunde haben Niveau.«

Bruce lachte meckernd. »Wo denn?« Dann sagte er etwas, das nicht druckreif ist, aber sein Kumpan grinste nur.

Sie hatten Londons City längst hinter sich gelassen und näherten sich den Außenbezirken.

Eigentlich war es nicht schlecht, daß sie in der Nacht fuhren, denn tagsüber geriet man immer zu leicht in eine Polizeikontrolle, und die Bullen reagierten manchmal komisch, wenn sie die Ladung überprüften.

Talbot fragte nach einer Weile: »Willst du die toten Tiere einladen?«

»Nein, das machst du.«

»Wieso ich allein?«

»Odgen kann dir helfen.«

»Der wird sich freuen.«

Danach verstummte das Gespräch wieder. Die beiden hingen ihren Gedanken nach und starrten durch die Scheibe. Mitternacht war vorbei, die ersten Morgenstunden angebrochen, und in dieser Zeit bildeten sich die meisten Nebelschwaden. Sie sahen die langen Tücher von den Wiesen steigen und lautlos über das flache Land gleiten. Sie legten sich auch vor die dunklen Umrisse der Waldstücke und ließen die Lichter einsam stehender Häuser verwaschen erscheinen.

Ross Delany zündete sich eine Mentholzigarette an. Er ließ das Stäbchen in seinem Mundwinkel hängen, und der Rauch strömte beim Ausatmen auch aus den Nasenlöchern.

Da sie den Weg schon oft gefahren waren, übersah Bruce Talbot auch die schmale Abzweigung nicht, deren sich anschließender Weg direkt in das Gelände führte, einen Bogen schlug und an der Rückseite den Wald erreichte, wo Odgen wohnte.

Schon bald begann der Wagen zu schaukeln. Sie fuhren nur einen schmalen Feldweg entlang, der mit Schlaglöchern übersät war. Ausweichen konnten sie nicht, der Weg war zu eng, und so hüpften die beiden Männer im Fahrerhaus im Takt mit.

Wie immer, wenn sie die Strecke fuhren, begannen sie zu schimpfen. »Da müßte man Gefahrenzulage kriegen«, bemerkte Ross Delany.

Talbot grinste nur schief. »Dir geht schon nichts von deiner Figur ab.«

»Was weißt du denn schon?«

»Alles.«

»Darf ich mal lachen?«

»Nachher, wir sind gleich da.«

»Auch das noch.«

In der Tat hatten sie es nicht mehr weit. Sie sahen bereits den Wald, mußten einen Bogen fahren, um an die Rückseite des Hauses zu gelangen. Es dauerte nicht mehr lange, und erste Zweige schabten über die Karosserie des Transporters.

Das Haus konnten sie noch nicht erkennen. Wenn sie den Wagen anhielten, dann immer direkt an der Hinterfront, und hier brannte nur in den seltensten Fällen eine Lampe.

Noch eine Kurve, das Huschen der Scheinwerfer über Sträucher und

Baumstämme, dann stoppte Bruce Talbot den Wagen. Der Motor verstummte mit einem leichten Nachkratzen.

Die beiden Männer stiegen aus. Sie sahen die Außentreppe, die zum Keller führte, und Ross Delany stellte sich an das Geländer, um auf die Stufen zu schauen.

»Er ist nicht da.«

»Dieser Sack!« kommentierte Talbot. »Ich werde ihn mal rufen.«

»Laß es!« sagte Ross Delany schnell.

»Wieso? Was ist?«

Delany schüttelte den Kopf, stemmte sich vom Geländer weg und schaute in die Runde.

»Was nicht in Ordnung?« fragte Talbot.

»Ja und nein.«

»Rede vernünftig. Was ist los?«

»Ich glaube, hier stimmt etwas nicht. Du weißt, Bruce, daß ich mich auf mein Gefühl verlassen kann.«

Talbots Hand verschwand unter der Jacke. Er holte einen Schlagstock aus Hartgummi hervor. Bruce setzte ihn zumeist bei widerspenstigen Tieren ein, aber auch Menschen hatten ihn schon zu spüren bekommen.

»Laß uns mal gehen«, sagte er lauernd.

Ross Delany folgte ihm. Wohl fühlte er sich in diesen Augenblicken wirklich nicht…

***

Nein, kugelfest war ich nicht und würde es wohl auch nicht werden. Obwohl ich Brenda noch nicht gesehen hatte, konnte ich mir vorstellen, daß sie nicht unbewaffnet war. Sie bluffte nicht.

»Darf ich mich umdrehen?« fragte ich.

»Sicher. Aber lassen Sie die Hände oben.«

»Die muß ich erst mal heben.«

»Für Witze habe ich keinen Nerv.«

Ich hob die Arme, hielt mein Kreuz dabei in der rechten Hand.

Um 180 Grad drehte ich mich um, stand ihr gegenüber und sah genau in die Mündung eines Gewehrs.

Das Mädchen hatte sich nicht verändert. Noch immer war der Kater bei ihr. Jason hockte auf ihrer Schulter, starrte mich an und hatte einen Buckel gemacht.

»Ich habe Sie gewarnt«, sagte die Frau.

»Und Sie kannten meine Antwort. Es ging um Mord, Madam. Da hört bei mir der Spaß auf.«

Ihre Augen funkelten plötzlich. »Es war kein Mord!« zischte sie. »Nur eine Vergeltung für das, was er den Katzen alles angetan hat. Merken Sie sich das. Und es wird auch kein Mord sein, wenn ich Sie erschieße

oder von den Katzen töten lasse.«
»Das würde ich mir an Ihrer Stelle überlegen«, erwiderte ich.
»Nein, da gibt es nichts mehr zu überlegen. Die Zeit ist reif. Die Katzen werden zurückschlagen. Lange genug haben sie sich die Quälereien der Menschen gefallen lassen müssen. Nun sind sie an der Reihe. Es ist schade, dass es gerade Sie trifft, aber wie heißt das Sprichwort noch? Mitgefangen – mitgehangen. So ergeht es Ihnen. Sie hätten sich in Ihren Wagen setzen und wegfahren sollen.«
»Und wäre mit der Polizei zurückgekommen.«
»Was mir nichts gemacht hätte«, sagte Brenda mit einem überzeugten Lächeln.
»Wieso?«
»Es ist müßig, Ihnen Erklärungen zu geben. Nehmen Sie mich und meine Existenz als ein Geheimnis.«
»Das vielleicht seinen Ursprung im alten Ägypten besitzt?« wollte ich wissen.
Sie zuckte mit den Wimpern. Also hatte ich so ziemlich ins Schwarze getroffen. »Was wissen Sie von Ägypten?«
»Ramses, Pyramiden, der Nil…«
»Auf den Arm nehmen kann ich mich allein. Wie kommen Sie auf dieses Land, Sinclair?«
»Gab es da nicht auch Katzen?«
»Ja, schon…«
»Sehen Sie!«
Ich versuchte es auf die lässige Tour. Vielleicht erhielt ich so bessere Informationen. Zudem war mir diese Frau ein wenig suspekt. Ich wußte nicht, wie ich sie einstufen sollte, denn ich hatte nicht vergessen, wie plötzlich sie erscheinen und wieder verschwinden konnte.
Wie ein Geist…
War sie das?
Wieder sprach sie mich an. »So sehr du auch grübelst, Polizist, du wirst nie herausfinden, wer und was ich bin. Außerdem wird es dir nicht gelingen, von hier zu verschwinden.«
»Sie gestatten, daß ich anders darüber denke?«
»Natürlich.« Brenda nickte. »Hast du noch einen Wunsch?«
»Im Moment nicht.«
»Das macht die Sache einfacher. Deshalb frage ich dich, ob du lieber von einer Kugel oder durch die Katzen getötet werden willst. Du kannst es dir aussuchen.«
»Eine Kugel ist schneller.«
»Stimmt. Bei den Katzen würde es länger dauern.«
»Geben Sie mir einen Vorsprung?« fragte ich.
»Nein«, erwiderte das Mädchen kalt. »Den brauchst du nicht, weil ich

weiß, daß du einige von ihnen töten wirst, denn du besitzt eine Waffe, wie sie nicht jeder hat.«

»Das stimmt.«

»Ich werde sie dir wegnehmen, wenn du gestorben bist, und sie mir genau anschauen.« Für einen Moment schüttelte sie den Kopf, als wollte sie trübe Gedanken vertreiben. »Ach so«, sagte sie, »da wäre noch etwas. Willst du jetzt die Kugel oder…«

Ich ging überhaupt nicht auf ihre Frage ein, sondern unterbrach sie. »Wenn du danach das Kreuz nimmst, wird dich das Allsehende Auge zerstören. Osiris, der oberste Gott…«

Plötzlich funkelte es in ihren Augen. »Nein!« schrie sie. »Nicht Osiris. Er wird es nie zulassen, daß eine Göttin…« Sie brach ab, als hätte sie schon zuviel gesagt, und der Kater Jason begann zu fauchen.

»Du bist eine Göttin?«

Sie duckte sich zusammen. Ihre Augen funkelten kalt. Es war ein Ausdruck, der wohl nicht von dieser Welt stammte, und mir rann eine Gänsehaut über den Rücken.

»Antworte! Bist du eine Göttin?«

»Ja!«

»Und welche?«

»Polizist, ich werde dich…« Sie kam wieder nicht dazu, den Satz zu Ende zu sprechen, denn beide gleichzeitig vernahmen wir das Motorengeräusch.

Jemand war gekommen!

Allerdings war der Wagen nicht vor das Haus gefahren, sondern hatte an der Rückseite angehalten. Ich dachte an den Anruf und konnte mir vorstellen, wer eingetroffen war.

Die Lage spitzte sich zu.

Würde Brenda die Nerven behalten?

Wagentüren schlugen. Diese Geräusche lenkten die Frau abermals ab. Unwillkürlich schaute sie zur Seite. Um sich durch so etwas nicht ablenken zu lassen, mußte man schon Profi sein und Nerven wie Stahlseile besitzen. Die hatte Brenda nicht.

Ich nahm die Chance wahr.

Als sie sich drehte, schleuderte ich mein Kreuz auf sie zu und warf mich gleichzeitig nach links.

Ich hörte einen Schrei, einen Schuss, aber ich sah nicht, daß sich die Katzen mit glühenden Augen von ihren Plätzen lösten und zu Boden sprangen.

Ihre Herrin war in Gefahr.

Sie wollten für sie kämpfen – und töten!

***

Das ungute Gefühl des Ross Delany verstärkte sich mit jedem Schritt,

den er tat. Über seinen Rücken rann es kalt, die Gänsehaut schien so dick wie ein Finger zu sein, und er kam sich vor, als hätte er in Eiswasser gebadet.

Da stimmte etwas nicht. Ein sensibler Mensch wie er spürte das sofort. Bruce Talbot war da anders. Der hatte das Gemüt eines Fleischerhundes und stolperte überall rein.

»Bruce!« zischte Ross.

Unwillig drehte sich Talbot um. »Was ist denn, Mensch?«

»Sei vorsichtig. Wir sollten…«

Da fiel der Schuss. Beide Männer zuckten zusammen. Talbot fing sich als erster, fluchte und drehte sich um. In der Dunkelheit leuchtete sein Gesicht hell.

»Das war vor dem Haus!« sagte Ross.

»Ich sehe nach.« Talbot war entschlossen und ließ sich auch durch Delanys Warnung nicht aufhalten.

Wären sie richtige Partner gewesen, so hätte sich Ross ihm vielleicht angeschlossen. So aber blieb er zurück und holte sicherheitshalber die Reserveschlüssel hervor. Wenn es hart auf hart kam, wollte er so rasch wie möglich fliehen.

Bruce Talbot startete. Er sprang mit gewaltigen Sätzen durch den kleinen Garten, den Odgen mal in einem Anfall von Arbeitswut angelegt hatte.

Er trampelte über Gemüsebeete, stolperte über Kartoffelpflanzen, erreichte die Hausecke, wischte um sie herum und konnte jetzt schon die dunkle Wand des dichten Waldes sehen.

Aber sie war nicht mehr dunkel.

Er sah die glühenden, tanzenden, flimmernden Augenpaare und hörte auch das schaurige Fauchen.

Zurück konnte er nicht mehr.

Die Katzen waren da und sprangen ihn an!

***

Brenda hatte geschossen, aber nicht getroffen. Wo die Kugel in den Boden schlug, konnte ich nicht erkennen, es war auch nicht wichtig.

Für mich zählte, daß ich an die Katzenfrau herankam.

Das Kreuz hatte sie nicht aufgefangen. Es lag neben ihr am Boden, und das Allsehende Auge strahlte seinen magischen Schein ab. Einen zweiten Schuss wollte sie zwar abgeben, doch mir gelang es, den Gewehrlauf zur Seite zu schlagen. Mit der rechten Hand riß ich sie um. Ich hatte ihr das linke Bein weggezogen, das rechte warf sie hoch in die Luft, bevor sie auf den Rücken krachte.

Ich mußte mich zwischen Gewehr und Kreuz entscheiden.

Das Kreuz nahm ich zuerst, war dadurch eine Sekunde abgelenkt, und die reichte dieser Frau, um gedankenschnell aufzuspringen. Mir

gelang es trotzdem, ihr die Waffe zu entreißen.
Dabei schwebte sie zurück. Es war ein Schweben, denn das gleiche passierte, das ich schon einmal im Wald erlebt hatte.
Die Frau löste sich auf.
Ein unheimliches, ein sagenhaftes Phänomen, das ich sehr gern erforscht hätte, doch da waren kleine Bestien, die mir einfach nicht die Zeit ließen.
Ich hörte sie fauchen und schreien, kreiselte herum und sah mich einer dunklen Woge und zahlreichen glühenden Augenpaaren gegenüber. Keine Katze saß mehr auf dem Baum, sie alle hatten ihre Plätze verlassen, um mich, das neue Opfer, zu zerreißen.
Konnte ich gegen diese Übermacht gewinnen?
Hinter mir knallte die Tür zu. Es hörte sich an wie ein Schuss.
Dann vernahm ich aus dem Haus ein krächzendes Lachen. Brenda hatte ihren Spaß. Sie konnte sich auf ihre Katzen verlassen.
Es waren dunkle Tiere mit struppigem Fell, und als sie ihre Mäuler öffneten, sah ich das helle Funkeln der kleinen Zähne. Diese Gebisse waren nicht zu unterschätzen. Sie konnten entsprechende Wunden reißen.
Schon einmal hatte mir mein Kreuz geholfen, ich hoffte, daß es mich auch diesmal nicht im Stich ließ. Einen Schritt machte ich zur Seite, hatte so eine bessere Ausgangsposition gefunden und stieß dann den rechten Arm hart vor.
Volltreffer!
Die erste Katze wurde erwischt, glühte kurz auf und blieb als Asche zurück.
Eine zweite und dritte erledigte ich ebenfalls, aber einer gelang es, sich im Stoff meiner Hosenbeine festzukrallen und an meinem Körper nach oben zu klettern.
Ob ihre Bisse magische Nachwirkungen hatten, war mir nicht bekannt. Ich rechnete allerdings damit und schleuderte das Tier so rasch wie möglich von meinem Körper weg.
Mit dem Kreuz schlug ich zu.
Erledigt!
Für einen Moment hatte ich Luft, schaute mich um und stellte fest, daß nicht alle Katzen in meine Richtung sprangen. Einige hatten ein anderes Opfer gefunden.
Es war ein Mann, den ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte.
Daß er Angst hatte, stand außer Zweifel. Trotz der Dunkelheit sah ich sein verzerrtes Gesicht. Sein rechter Arm bewegte sich hektisch auf und nieder.
Aus der Faust schaute etwas hervor. Ich konnte nicht erkennen, was genau es war.
Die Katzen sprangen ihn an.

Dazwischen hörte ich das Klatschen. Es entstand, wenn ein Knüppel oder Stock auf die Körper hieb.

Der Mann konnte damit umgehen. Jeder Schlag war ein Treffer.

Die Katzenkörper, die sich an ihm festgekrallt hatten, wurden von der Trefferwucht nach unten geschleudert, prallten zu Boden, aber sie waren nicht erledigt. Man sagte Katzen sieben Leben nach, diese hier schienen mehr zu haben, denn sie verdauten die harten Schläge sehr schnell, überrollten sich und griffen sofort wieder an.

Ich mußte etwas unternehmen.

Es war nur eine Frage der Zeit, wann der Mann unterliegen und der Berg aus Leibern über ihn zusammensacken würde. Es sollte ihm nicht das gleiche passieren wie Clive Odgen, dessen Schicksal mir nicht aus dem Kopf ging.

Unsere Blicke trafen sich.

Ich sah das Flehen in den Augen des Mannes. Er merkte, daß er mit den Katzen nicht fertig wurde, und erlebte soeben wieder einen gewaltigen Ansturm.

Mindestens ein Dutzend dieser Bestien stürmte gegen ihn.

Diesem plötzlichen Ansturm und auch der Wucht der springenden Leiber konnte er kein Paroli bieten.

Er wankte zurück, ein schwarzer Körper sprang gegen sein Gesicht, ich vernahm noch einen dumpfen Schrei, dann kippte er zu Boden. Für mich wurde es Zeit, wenn ich ihm zu Hilfe eilen wollte, doch die Katzen machten mir vorerst einen Strich durch die Rechnung. Sie stellten es raffiniert an. Bisher waren sie gesprungen, diesmal huschten sie zwischen meine Beine, und das genau in dem Augenblick, als ich die ersten Schritte gehen wollte.

Ich verlor das Gleichgewicht und landete prompt am Boden, während ich nicht weit entfernt einen grässlichen Schrei vernahm.

Der Mann hatte ihn ausgestoßen, und er wehrte sich verzweifelt gegen die Übermacht der Katzen. Noch immer drosch er mit dem Schlagstock zu, und der hämmerte auf die Körper der Katzen, ohne sie jedoch zerstören zu können.

Ich konnte ihm nicht beistehen, da ich selbst am Boden lag. Wenn die Katzen mein Gesicht erreichen wollten, brauchten sie nicht mehr in die Höhe zu springen.

Katzen kratzen Augen aus!

Das wußte ich.

Ich sah die zuckenden, vibrierenden Körper um mich herum und in meiner unmittelbaren Nähe.

Dabei glühten die Augen wie rote, unheimliche Leuchtpunkte, und sie alle waren auf mich fixiert.

Die Katzen kamen mir plötzlich wie Ratten vor. Aggressiv, grausam und mordgierig klang ihr Fauchen. Sie jagten um mich herum,

bildeten einen Kreis, während ich mein Kreuz festhielt und das Glühen des Allsehenden Auges sah.

Griffen sie an?

Zwei versuchten es.

Trotz der Gefahr fiel mir auf, daß sie von einer völlig anderen Seite kamen. Sie sprangen nicht von vorn, also auf das Kreuz zu, sondern hatten einen Bogen geschlagen und probierten ihre Attacke von der Rückseite her.

Da lagen sie bei mir genau richtig.

Ich wälzte mich gedankenschnell herum, die Hand mit dem Kreuz stieß nach vorn, und sie kreuzte genau den Sprung der ersten Katze.

Beide prallten zusammen.

Dicht vor meinen Augen sah ich das Glühen. Die inneren Verbrennungen zerstörten das dämonische Tier.

Aber die andere hatte es geschafft. Ihr Körper fiel auf meine Brust, die Krallen waren ausgefahren, und ich spürte sie wie winzige Messer durch meine Kleidung dringen.

Auf dem Rücken lag ich, schaute nach vorn und sah das Katzengesicht direkt vor mir und auch das aufgerissene Maul.

Da hinein hieb ich das Kreuz!

Das Tier wurde von einem Sturmwind erfaßt und nach hinten geschleudert. Noch in der Luft glühte es in einem dunklen Rot, bevor es zu Asche zerfiel.

Das war geschafft.

Ruckartig richtete ich meinen Oberkörper auf, gelangte in eine sitzende Stellung und sah, daß die Katzen einen Bogen schlugen, denn sie wollten nicht mehr in die Nähe des Kreuzes gelangen.

Es war ihnen unheimlich.

Mit Schwung gelangte ich auf die Beine und wurde im selben Moment von hinten angesprungen.

Die Katzenkörper wuchteten in meinen Rücken, krallten sich dort fest, und für mich wurde es gefährlich.

Ich schlug mit den Armen nach hinten aus. Dabei drehte ich das Handgelenk, und so gelang es meinem Kreuz, die erste Katze zu zerstören, während die zweite von selbst nach unten sprang.

Der letzte Kampf hatte Zeit gekostet. In diesen Sekunden konnte ich einfach nicht auf den anderen Mann achten, den die Katzen unter sich begraben hatten.

Erst jetzt hetzte ich zu ihm.

Ich hörte ihn schreien.

Es waren erstickte Laute, und auch die Bewegungen waren schwächer geworden.

In mir loderte die Wut hoch, und ich stürzte mich in diesen Katzenberg hinein.

Um einen größeren Erfolg zu erzielen, schlug ich mit dem Kreuz nicht auf die wimmelnden, zuckenden Katzenkörper, sondern strich über die Rücken hinweg, so daß es mir bei dieser Aktion gelang, zahlreiche Tiere zu vernichten.

Ich sah mich nicht als Tierquäler, denn diese Katzen vor mir waren nicht normal, sondern dämonisch beeinflusste Tiere oder Zombiewesen, sonst wären sie bei der Berührung des Kreuzes nicht vergangen.

Vier verglühten. Nur noch Asche blieb auf den unter ihnen liegenden Körpern liegen.

Die anderen flüchteten, als hätte ein Blitz zwischen ihnen eingeschlagen. Mir gelang es endlich, den Mann zu sehen, der von den Tieren angegriffen worden war.

Er lebte.

Noch, muß ich sagen, aber die kleinen Bestien hatten ihn entsetzlich zugerichtet. Auch sein Gesicht war erwischt worden. Die Haut zeigte blutige Kratzer, aus denen die roten Rinnsale liefen, die Kleidung bestand nur noch aus Fetzen, zudem mußte er schreckliche Schmerzen haben.

Sehen konnte er noch. Die Katzen hatten ihm zum Glück nicht die Augen ausgekratzt.

»Auto!« keuchte und krächzte er. »Mein Kumpel wartet… weg … fliehen …« Mehr konnte und mehr brauchte er nicht zu sagen, denn ich hatte verstanden.

Aber wo stand der Wagen genau? Hinter dem Haus, das war mir klar, nur wollte ich ihn nicht lange suchen.

»Zurück!« flüsterte der Verletzte. »Wir müssen zurück. An der Rückseite, die Treppe…«

Ich fragte nicht mehr lange, bückte mich und hebelte den Verletzten auf meine Schulter. Mit der Last taumelte ich los und war froh, daß wir nicht mehr von den dämonischen Katzen verfolgt wurden.

Der Kerl war ziemlich schwer. Sein Gewicht drückte, ich hatte meine liebe Mühe und Not mit ihm, aber ich gab nicht auf, denn ich konnte ihn nicht einfach liegen lassen.

So ging ich weiter, biss die Zähne zusammen und schaffte es mehr schlecht als recht, das Haus zu umrunden.

Es war, eine verdammte Schinderei und erforderte Bärenkräfte.

Das Blut schoß in meinen Kopf, ich konnte manchmal überhaupt nichts sehen, und der Boden drehte sich.

»Gott, was ist das?«

Aus dem Dunkel vor mir erklang die Stimme. Im nächsten Augenblick sah ich den Sprecher.

Er trug fast schwarze Kleidung, deshalb hatte ich ihn erst später wahrgenommen, aber er war der Kumpan oder der Partner des

Verletzten, denn er rief dessen Namen.

»Bruce, Himmel…« Der Mann rang die Hände.

Sein Gehabe erschien mir affig. Deshalb fuhr ich ihn auch barsch an. »Öffnen Sie die Ladetür, verdammt!«

Er schaute mir ins Gesicht. Seine Mundwinkel zuckten, so daß es aussah, als wollte er jeden Moment anfangen zu weinen.

»Los!« schrie ich.

Da erst nickte er, drehte sich um. Er klimperte mit den Schlüsseln und schloß endlich die Ladetür auf.

Mit dem Verletzten auf der Schulter wankte ich zu ihm, bückte mich und sorgte mit der Hilfe des anderen Mannes dafür, daß Bruce auf die Ladefläche des VW-Busses gelegt werden konnte.

Dabei fiel mein Blick auf das Gitter. Jetzt wußte ich Bescheid. Die beiden Männer hatten Tiere abholen sollen. Ich erinnerte mich auch wieder an das Telefongespräch.

Tote Katzen…

Die würden sie nicht mehr mitnehmen können.

Hart schlug ich die Tür zu. »Und jetzt verschwinden Sie!« fuhr ich den anderen an.

»Was ist denn passiert?«

»Mann, hauen Sie ab. Bringen Sie Ihren Freund zu einem Arzt. Haben Sie nicht gesehen, wie er aussieht?«

»Schon, aber…« Ich packte ihn an der Schulter und stieß ihn am Wagen entlang auf das Führerhaus zu. »Einsteigen und weg. Die Katzen spielen verrückt. Sie haben den Spieß umgedreht.«

»Aber Sie?«

»Um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, erklärte ich schweratmend und wischte mir die feuchte Stirn ab. »Fahren Sie weg, und alles andere überlassen Sie mir!«

»Ja, ja, natürlich.« Er drehte sich um und warf zufällig einen Blick in die Höhe. Plötzlich weiteten sich seine Augen. Die bleichen Gesichtszüge schienen einzufrieren. Er hob den rechten Arm und deutete schräg in die Höhe.

»Da, Mister, sehen Sie doch!«

Ich fuhr herum.

Hatte ich bisher gedacht, der Gefahr entronnen zu sein, so sah ich mich getäuscht.

Die Katzen gaben nicht auf.

In Reih und Glied hockten sie am Dachrand, und aus ihren glühenden Augen starrten sie mordgierig zu uns herab…

***

War er eine sichere Beute für die Katzen?

Im Normalfall schon, doch diesmal war sich Brenda the cat nicht

sicher. Dieser Mann war etwas Besonderes, er besaß eine Waffe, in die auch das Allsehende Auge eingraviert worden war. Das Zeichen des Gottes Osiris, und ihm mußte man gehorchen.

Auch sie…

Das Licht hatte sie gelöscht. In der Dunkelheit der Diele blieb sie stehen und richtete ihren Blick gegen die Decke, als würde sie von dort eine Erleuchtung erwarten.

Sie konzentrierte sich, vernahm draußen die Schreie der Katzen und zuckte jedes mal zusammen, wenn eines der Tiere verglühte.

Brenda stand in einer so engen Gemeinschaft zu ihnen, daß sie an den Schreien erkannte, wann ein Tier zu Staub zerfiel.

Durch ihren schlanken Körper lief ein Zittern. In den katzenhaft geschnittenen Augen glühte es für einen Moment auf, und plötzlich stand in der Dunkelheit ein Katzenkopf.

Er schwebte dort, wo sich das Gesicht der Frau befand. Seine Umrisse waren genau nachgezeichnet, aus dem Maul drang ein fürchterliches Fauchen, und als sie sich in Bewegung setzte, drang durch die Diele ein seltsames Schleifen.

Der Katzenkopf bewegte sich weiter. Unsichtbare Hände schienen ihn zu tragen, denn nur er leuchtete in der Dunkelheit, der übrige Körper war verschwunden.

Brendas Ziel war der Raum, in dem sich die normalen Katzen aufhielten. Diese Tiere wollte sie zu ihren Dienern machen, denn bisher hatte sie nur über die mit den glühenden Augen geherrscht.

Sie stieß die Tür auf – und betrat eine völlig andere Welt. Die Mythologie eines alten Volkes war Realität geworden…

***

Der Verletzte befand sich in Sicherheit. Dennoch wurde meine Kehle trocken, als ich in die schräg über mir schimmernden roten Katzenaugen schaute.

Ross Delany begriff nichts. Er hatte keine Ahnung, wie es zu den schweren Verletzungen seines Partners gekommen war, deshalb stellte er auch die ziemlich naive Frage.

»Was ist das da?«

»Katzen«, erwiderte ich. »Die müßten Sie doch kennen.«

»Aber die Augen…«

»Reden Sie nicht lange herum!« fuhr ich ihn an. »Steigen Sie ein und dann weg!«

»Aber ich…«

»In den Wagen!« schrie ich. Allmählich verlor ich die Geduld.

Himmel, dieser Typ raubte mir den letzten Nerv. Der war nicht nur affektiert, sondern auch noch dumm.

Endlich begriff er, drehte sich um und schloß die rechte Tür des VW

auf.

Ich gab ihm Rückendeckung. Nicht nur das Kreuz hielt ich, auch die Beretta. Vielleicht konnte ich die Bestien auch mit einer Silberkugel erledigen. Der in Leder gekleidete Mann stieg ein. Für einen Moment blieb er steif sitzen und schaute mich durch die offene Tür an.

Ich drehte mich zu ihm. »Starten Sie, verdammt! Geben Sie Gas und dann nichts wie weg!«

»Da!« kreischte er.

Ich mußte wieder herumwirbeln. Dieser Typ war wirklich schwer von Begriff. Durch seine verdammte Unbeweglichkeit brachte er sich und mich in höchste Gefahr.

Seine Warnung allerdings war gut gewesen, denn vier Katzen zugleich stießen sich ab.

Tür einen winzigen Moment zögerte ich mit dem Schuss. Es war ein irgendwie faszinierendes Bild, wie die Schatten mit den roten Augen aus der Höhe auf uns zuhechteten, doch ich durfte mich davon auf keinen Fall einfangen lassen, letztendlich hing unser Leben von meiner schnellen Reaktion ab.

Ich feuerte.

Die erste Kugel traf genau. Rechts außen die Katze wurde von dem Geschoß mitten im Flug erwischt, zurückgestoßen und flammte tatsächlich auf. Sie verglühte allerdings nicht von innen, aus ihrem Fell schoß eine Flammenzunge, fauchte, als sie sich ausbreitete, und zerstörte die Katze.

Die nächste erledigte ich mit dem Kreuz.

Aber es waren noch zwei da, und vom Dachrand folgten die nächsten Tiere.

Der Typ war noch immer nicht weg. Nicht einmal gestartet hatte er. Er saß da, als wäre er einer tiefen Hypnose erlegen, und starrte auf das, was sich vor seinen Augen abspielte.

»Weg!«

Mein Schrei schien ihn nicht zu kümmern. Ich kam auch nicht dazu, die Wagentür ins Schloß zu hämmern, denn die Katzen waren viel zu schnell, und ich mußte wieder um mein Leben kämpfen.

Mit schnellen Schritten huschte ich nach rechts weg. Dieser Standortwechsel war gut, so daß einige Katzen nicht mich erreichten, sondern ins Leere sprangen.

Kaum hatten sie den Boden berührt, als sie sich schon wieder herumwarfen und mich angriffen.

Ich leerte das Magazin. In mir steckte eine Wut, und die mußte sich einfach Luft verschaffen.

Jeder Schuss war ein Treffer. Die Detonationen echoten in der Luft nach. Mein Trommelfell wurde in arge Mitleidenschaft gezogen, und das fahle Leuchten der Mündungsflammen erhellte neben den

glühenden Augen der Katzen die Szenerie.
Dann brannten die Katzen. Beißender Gestank trieb mir entgegen. Widerlich ätzender Rauch drang aus den Körpern, und ich hörte den Mann im Führerhaus schreien.
Was ihm passiert war, konnte ich nicht sehen, denn ich mußte mich um die nächsten Viecher kümmern.
Eine sprang in meinen Nacken. Sie riß die Haut auf, doch bevor sie ihre Zähne in das Fleisch schlagen konnte, hatte ich sie mit dem Kreuz berührt.
Sie fiel zu Boden, glühte und verging.
Dann startete der Mann. Ich hörte den Motor, ein Zittern lief durch den Wagen, und endlich fuhr er weg.
Auch ich rannte vor, sprang über die Katzenreste hinweg und vernahm das grässliche Schreien des Fahrers.
Was geschehen war, ahnte ich mehr, als daß ich es sah. Einigen Katzen war es gelungen, in den Wagen zu springen. Sie hatten sich durch die offene Tür geworfen und in dem Ledermann ein Opfer gefunden.
Der Wagen lief zwar noch, aber es gelang dem Fahrer nicht mehr, ihn normal zu lenken.
Er schleuderte, als wäre der Boden mit Glatteis bedeckt, und ich hörte den Mann schreien.
Die Katzen oder ihn?
Es gab keine Frage. Ich mußte ihn retten, startete und erreichte den Wagen sehr schnell.
Als ich mich an die offene Tür hängen wollte, um anschließend in das Führerhaus zu hangeln, da geschah es. Das Lenkrad schlug um.
Die Räder bekamen einen Drall nach rechts, der VW geriet aus der Spur und steuerte den Garten an, den der Katzenfänger Odgen angelegt hatte.
Dort wühlten sich die Reifen fest. Ich aber hatte ins Leere gegriffen und wertvolle Zeit verloren.
Während ich lief, hörte ich den Mann schreien. Es war schrecklich. Dazwischen erklang das Fauchen der Katzen wie eine krächzende, widerliche Musik.
Ich erschien an der offenen Tür, und schon sprang mir die erste Katze entgegen.
Mein Faustschlag schleuderte sie wieder zurück. Sie fiel auf den Rücken, fauchte wie verrückt, strampelte mit ihren Pfoten und wollte sich wieder herumwerfen.
Mein Kreuz erwischte sie.
Mit einer Hand räumte ich den glühenden Katzenkörper zur Seite – er war seltsamerweise kalt – und kümmerte mich um den Fahrer.
Er war vom Lenkrad weg auf die linke Seite gefallen. Drei Katzen

hockten auf ihm. Sie fauchten, kratzten, bissen und schlugen mit den Krallen nach ihm.

Ich packte die erste mit der freien Hand in das Nackenfell, riß sie hoch, hieb mein Kreuz dagegen und schleuderte sie über meine Schulter zurück.

Die anderen beiden hatten bemerkt, was mit ihrer Artgenossin geschehen war. Sie ließen von dem Fahrer ab und schwangen herum.

Für einen Moment schaute ich in die feuerroten Augen, dann machte mein Kreuz kurzen Prozeß.

Die zweite Katze wollte noch weg, doch ich war schneller, und sie verging.

Tief atmete ich ein. Dazwischen hörte ich das Wimmern des Fahrers. Er lag noch immer auf der Seite, traute sich nicht, hochzukommen, und ich mußte ihn in die Höhe ziehen.

Zum Glück hatte es ihn nicht im Gesicht erwischt. Dafür blutete er am Nacken und an den Händen. Nicht weiter tragisch war das alles, denn die Lederkleidung hatte den wütenden Krallen- und Tatzenhieben der kleinen Bestien widerstanden.

»Wie sehe ich aus!« schrie er. »Mein Gott, wie sehe ich aus!«

»Gar nicht siehst du!« fuhr ich ihn an. »Reiß dich endlich zusammen und hau ab.«

»Ich kann nicht fahren.« Er greinte wie ein kleines Kind, das nach seiner Mutter schrie.

Ich hatte nicht viel Zeit, denn ich wußte nicht, wie viele Katzen noch auf mich warteten, deshalb machte ich kurzen Prozeß und schlug ihm ins Gesicht.

Zweimal klatschte meine Handfläche, und sie traf genau.

Aus großen Augen schaute er mich an. Damit hatte er wohl nicht gerechnet, ich aber war es endgültig leid. »Wollen Sie nun fahren oder nicht?«

»Ja.«

»Dann weg!«

Nach diesen Worten zog ich mich wieder zurück. Meine Füße versanken in der weichen Erde, und ich hatte plötzlich Angst, daß der Wagen sich festgefahren hatte.

Die Befürchtung sollte sich bewahrheiten. Der Motor orgelte durch, lief dann rund, aber der Wagen rührte sich nicht.

Auch das noch.

»Versuchen Sie es mit dem Rückwärtsgang!« schrie ich und hoffte, daß er mich gehört hatte.

Er hatte es, aber er kriegte seine Karre trotzdem nicht aus dem Dreck. Ich verzweifelte fast. Die Erde wurde gegen meine Beine geschleudert, als er alles versuchte. Leider konnte ich ihm nicht helfen, denn ich wußte nicht, wie viele Killerkatzen noch frei herumliefen.

Ich lief wieder auf das Haus zu und sah zwei dicht an der Wand vorbeihuschen.

Bevor ich etwas unternehmen konnte, waren sie schon verschwunden.

Der Motor des Wagens war verstummt. Dafür hörte ich die greinende Stimme des Fahrers. »Ich schaffe es nicht!«

»Dann warten Sie!« schrie ich zurück. »Und verstecken Sie sich auf der Ladefläche.«

»Soll ich?«

Ich wollte etwas erwidern, ließ es aber bleiben. Diesem Typ da war nicht zu raten.

Jetzt gab es für mich wichtigere Dinge, denn ich dachte nicht nur an die kleinen Killerbestien, sondern vor allen Dingen an eine Frau namens Brenda.

Sie war für alles verantwortlich. Einen Toten hatten sie bereits auf dem Gewissen, und es war fraglich, ob der Schwerverletzte auf der Ladefläche überlebte. Wenn nicht, dann hätte sie den zweiten Mord auf dem Gewissen gehabt.

Deshalb hatte ich es so eilig, gegen Brenda erneut anzutreten.

Sie hielt sich im Haus auf, das wußte ich. Also mußte ich auch hinein. Da sie die Tür zugeschlagen hatte, blieben mir nur die Fenster. An der Rückseite entdeckte ich keine, an der Vorderfront allerdings hatte ich welche gesehen.

Dennoch wollte ich es an der hinteren Front versuchen. Eine Außentreppe lud ein, in den Keller zu gehen. Ruhig lud ich meine Waffe nach, während der Fahrer des Wagens ausstieg, sich furchtsam umschaute und auf die hintere Ladefläche zuhumpelte.

Mit einer Handbewegung deutete ich ihm an, schneller zu gehen, und er verstand.

Die Treppe endete an einer Außentür. Sie sah mir ziemlich stabil aus, und sie war auch abgeschlossen. Da hatte ich keine Chance. Sie aufzustemmen, hätte zuviel Zeit gekostet. Vielleicht wäre der Versuch auch gescheitert.

Also mußte ich es anders versuchen.

Als ich die Treppe hinter mir gelassen hatte, war von dem Mann in Leder nichts mehr zu sehen. Er hatte wirklich gut daran getan, meinem Rat zu folgen und sich zu verstecken.

Über die Katzen dachte ich auch nach. Es waren keine normalen Tiere, sonst wären sie nicht auf diese seltsame und für Dämonenwesen typische Art und Weise vergangen, als sie von meinen Kugeln oder dem Kreuz getroffen worden waren.

Aber woher stammten sie?

Um eine Antwort auf die Frage zu erhalten, mußte ich mich wohl mit Brenda näher beschäftigen. Das würde ich auch tun, denn ich war mir

nicht sicher, um wen es sich bei ihr genau handelte.

Sie sah aus wie ein Mensch, reagierte auch so, dennoch blieb ein Rest von Misstrauen bei mir zurück. Konnte sie überhaupt ein Mensch sein? Es gab Dompteure, die ich wegen ihrer Macht über Raubtiere bewunderte. Warum sollte es Brenda nicht gelungen sein, Katzen zu zähmen? Sie gehorchten ihr praktisch aufs Wort und verstanden jede Geste. Eines hatte mich aber stutzig gemacht. Diese Frau konnte klammheimlich verschwinden, und zwar so schnell, daß ich als Betrachter das Gefühl bekam, sie hätte sich aufgelöst.

Dies war eben der Punkt, der mich an ihrem Menschsein zweifeln ließ.

Radikal setzte sie sich für die Tiere und gegen Tierversuche ein.

Auch ich war gegen diese Art von medizinischer Forschung, aber deshalb Menschen zu töten, das konnte ich einfach nicht durchgehen lassen. Von meinem Gewissen her nicht und auch nicht von meinem Job als Polizist aus gesehen.

Brenda mußte gestellt werden.

Da ich draußen auch kein Geräusch vernahm, kam ich mir vor wie unter einer Glocke des Schweigens. Von den Katzen mit ihren feurigen Augen entdeckte ich ebenfalls keine Spur, dennoch ging ich davon aus, nicht alle erledigt zu haben.

Ich ließ mir Zeit und umrundete das Haus. Vor der Eingangstür stoppte ich.

Keinen Lichtschein sah ich im Innern des Gebäudes. Dort war es ebenso dunkel wie hier draußen.

Über meinen Rücken rann eine Gänsehaut, die Haut auf meinem Gesicht spannte sich, und ich verengte die Augen.

Mir war etwas aufgefallen.

Der Hauch einer Gefahr hatte mich gestreift. Zwar kein Luftzug, dennoch hatte ich das Gefühl, von irgend etwas belauert zu werden, obwohl ich nicht wußte, wo sich die Gefahr verbarg. Sie konnte vom Haus ebenso ausgehen wie von dem Wald hinter meinem Rücken.

Die Stille zerrte an meinen Nerven. Es war ein Lauern, ein vorsichtiges Abtasten. Jeder wartete auf einen Fehler des anderen, wobei ich meinen Gegner nicht einmal sah.

Etwas Kaltes rann über meinen Rücken. Ein Schweißtropfen, der eine lange Bahn zog.

Das Haus hatte ich lange genau angesehen, deshalb drehte ich mich um und schaute zum Wald hin.

Dort lag diese düstere Wand aus Bäumen, Schatten und einem dichten Unterholz. Ein heller Streifen führte hinein. Es war der Weg. Schon nach wenigen Yards wurde er von der Finsternis verschluckt, und es sah aus, als würde er in einen Rachen hineinlaufen.

Im Wald lagen die Nebelschleier. Großen Tüchern gleich hingen sie

zwischen den Bäumen, verwandelten die manchmal schon kahlen Äste in lange, schattenartige Klauen, die sich mir entgegenstreckten.

Keine Katzen zu sehen.

Aber ich hörte das Rascheln.

Es war ein Geräusch, das mir Angst einjagte. Ein Huschen, ein Schaben. Es kündigte mir an, daß etwas im Wald geschah.

Aus dem Wald näherte sich die Gefahr. Etwas bewegte sich dort und kam auf mich zu.

Ich sah nicht, um was oder wen es sich dabei handelte, ich erkannte nur, daß sich die Zweige der Büsche bewegten, obwohl kein Wind in den Wald hineinfuhr.

Sie zitterten, schabten aneinander, und auf dem Boden raschelte das Laub. Für einen Moment sah ich etwas leuchten. Einen hellen Punkt, wie von einer Taschenlampe abgegeben, dann war der Punkt wieder verschwunden.

Kam noch jemand, um Brenda zu besuchen?

Das hätte mir noch gefehlt, doch ich wollte es einfach nicht glauben. Nein, eine Taschenlampe leuchtete anders. Zudem hätte sie der Träger auch nicht so schnell wieder ausgeknipst, denn von dem helleren Punkt entdeckte ich nichts mehr.

Er war aber da.

Fauchen erreichte mich. Es war ein Geräusch, wie ich es von einem Zoobesuch her kannte. Als Junge hatte ich fasziniert vor den Tigerkäfigen gestanden, den Raubtieren zugeschaut und auch ihr Fauchen gehört, das mir noch in so guter Erinnerung geblieben war.

Auch hier fauchte jemand.

Sollte Brenda nicht nur Macht über Katzen, sondern auch über Tiger besitzen?

Das wäre wirklich zuviel des Guten gewesen, und ich mußte mich fragen, wie ich aus dieser Lage wieder rauskam, denn ein Fraß für Tiger wollte ich nicht werden.

Wenn der Tiger tatsächlich im Unterholz lauerte und auf ein Opfer wartete, kam ich ihm gerade recht.

Noch waren es alles Vermutungen. Noch hatte ich ihn nicht gesehen. Was sich aber sehr bald ändern sollte…

***

Zuerst fielen mir die Augen auf!

Auf einmal leuchteten sie zwischen dem Unterholz. Es waren kalte, gelbe Punkte, starr, ohne irgendein Anzeichen der Bewegung.

In der Luft schienen sie zu schweben. Da sie dies wahrscheinlich nicht taten, mußten sie einem größeren Tier gehören, keiner kleinen Katze.

Ich hielt die Pistole mit der rechten Hand fest. Zwischen Griff, Finger

und Handfläche spürte ich den Schweiß. Ich war nervös.
Das Lauern fiel mir auf den Geist.
Ich wußte nicht, wie viel Zeit vergangen war, aber meine Geduld näherte sich dem Ende. Die Nerven waren zum Zerreißen gespannt, die Haut am Rücken gestrafft, und genau in diesem Augenblick vernahm ich wieder dieses fürchterliche Fauchen.
Lauter diesmal.
Ein Beweis dafür, daß das Tier sich genähert hatte.
Schon bewegten sich die Augen. Das helle gelbe Paar wanderte nach rechts, das Rascheln klang wieder auf, und meine Spannung steigerte sich noch mehr.
Tausend kleine Ameisen schienen meinen Rücken hinaufzulaufen und bis zum letzten Wirbel zu kriechen.
Das Untier kam.
Im Wald war es finster, aber ein noch dunklerer Schatten löste sich aus dem graubläulich schimmernden Wirrwarr aus Unterholz und ineinander verflochtenem Astwerk.
Der Tiger.
Nein, es war kein Tiger, denn jetzt sah ich das Tier genauer. Aber es war ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer.
Mein Herz stand für einen Moment still.
Ich hatte mir Brenda genau ansehen können und kannte auch den Kater Jason, der seinen Stammplatz auf ihrem Arm oder der Schulter gefunden hatte.
Und hier stand eine Katze vor mir.
Nur um das Zigfache vergrößert, so daß sie tatsächlich die Ausmaße eines Tigers angenommen hatte.
Und als ich genau in das Gesicht und die Augen schaute, da wußte ich, wer das Tier war.
Der Kater Jason!

***

Brenda the cat hatte eine andere Welt betreten. Es gab kein Zimmer mit Katzenkäfigen mehr und auch kein elektrisches Licht, sondern nur ein geheimnisvolles Halbdunkel, dessen Zentrum ein futuristisches, dennoch uralt anmutendes Gebilde war.
Das Allsehende Auge!
Es stand in der Mitte des Raumes. Übergroß, überirdisch strahlend. Die Seiten des Dreiecks schimmerten in einem geisterhaften Rot, während das große Auge in der Mitte von einem helleren Strahlenglanz umgeben war, der innen bläulich leuchtete und an seinen Rändern einen Stich ins Gelbe aufwies.
Der Gott Osiris hatte sein Zeichen hinterlassen.
Die Katzen waren ebenfalls noch da. Nur glichen sie in diesen

Augenblicken Porzellanfiguren, die sich überall verteilt hatten und sich nicht rührten.

Sie hockten auf der Stelle. Nicht ein Härchen zuckte auf ihrem Fell, und die Augen in ihren Köpfen wirkten wie glatte Steine, denn auch in ihnen steckte kein Leben mehr.

Das große Schweigen lastete über dem Raum. Obwohl die Welt eine andere war, hatte Brenda nicht das Gefühl, in der Fremde zu sein, denn diese Mythologie war ihr vertraut.

Dicht hinter der Tür hatte sie ihren Schritt gestoppt, schaute für einen Moment auf das übergroße Allsehende Auge und drückte ihren Oberkörper nach vorn, um sich zu verneigen.

Man erwartete das von ihr, denn der oberste Gott Osiris würde zürnen, wenn sie ihm nicht die große Ehre erwies.

Sie richtete sich wieder auf und schritt auf das Auge zu. Die Arme hatte sie halb erhoben und vor der Brust gekreuzt. Der Kater saß nicht mehr auf ihrer Schulter, und Brenda wirkte ohne das Tier auf irgendeine Art und Weise fremd.

Dann öffnete sie den Mund und sprach das Allsehende Auge an.

»Großer Gott Osiris« sagte sie mit heller klarer Stimme. »Ich habe meinen Auftrag erfüllt und deinen Boten gefunden. Der Kater befand sich in Menschenhand und sollte getötet werden. Ich habe es verhindert!«

Sie erwartete Lob, doch das Auge schwieg. Osiris schien nicht mit dem einverstanden zu sein, was sie getan hatte, denn Brenda stand in der Götterhierarchie um Stufen niedriger als er.

Er war der höchste, sie mußte ihm gehorchen! So lauteten die Regeln.

Dennoch erhielt sie eine Antwort. Zu sehen war niemand, ein Gott zeigte sich nicht. Die Stimme drang aus dem übergroßen Allsehenden Auge hervor.

Sie schien in der Mitte geboren zu sein, und sie hielt Brenda das vor.

»Ich habe dich in die Welt geschickt, damit du siehst, was mit den bei uns heiligen Katzen geschieht. Du, der du aus dem Auge der Sonne gekommen bist und zu einer Göttin wurdest, hättest Gewalt nicht mit Gewalt vergelten sollen…«

»Ich war ein Mensch«, verteidigte sich Brenda.

»Bist du wirklich ein Mensch?«

»In diesen Augenblicken fühlte ich nicht wie Bastet, die Katzengöttin, sondern allein als Brenda the cat. Ich habe lange genug gezögert, denn ich mußte erst Jason, den Boten finden. Ich fand ihn hier bei einem Tierfänger. Nur durch meine Ankunft ist es ihm gelungen, sich auf seine alte Kraft zu besinnen, und er wird sich an denen rächen, die ihm etwas angetan haben. Er mag keine Menschen mehr. Sie haben ihn zu sehr enttäuscht. Wenn du es willst, werde ich in meinen

Tempel in Bubastis zurückkehren und dort meinen Platz einnehmen, aber zuvor muß ich noch mit jemandem abrechnen, der sich trotz meiner Warnung gegen mich gestellt hat.«

»Du meinst den Mann draußen vor dem Haus?«

»Ja, den meine ich.«

Für den Bruchteil einer Sekunde flackerte es im Innern des Allsehenden Auges. »Begehst du nicht wieder einen Fehler, Bastet?«

»Wie sollte ich?«

»Dieser Mann ist kein normaler. Man kann ihn zwar als Menschen ansehen, aber er hat besondere Eigenschaften, und er besitzt etwas, das du nicht unterschätzen darfst.«

»Ich habe es gesehen.«

»Dann hast du auch das Auge gesehen?«

»Ja, ich nahm es wahr.«

»Darum frage ich dich, Bastet, willst du tatsächlich gegen jemand kämpfen, der sich auf das Allsehende Auge und dessen große heilige Kraft voll verläßt? Willst du das tun?«

»Ich muß…«

»Nein, du kannst mit ihm einen Pakt schließen. Denn wer auf die Kraft des Allsehenden Auges vertraut, auf das Zeichen des Gottes Osiris, der kann nicht schlecht sein, denn der steht auf unserer Seite, auch wenn er nicht an die gleichen Götter glaubt wie du. Aber er geht seinen Weg durch die Heiligen Mythologien, deshalb schließe Frieden mit ihm und sei kein Feind mehr, Bastet.«

Brenda the cat, die auch mit dem Namen der Katzengöttin angesprochen wurde, schwieg. Sie wußte in diesen Augenblicken nicht, was sie dem Zeichen des Gottes Osiris erwidern sollte. Es war alles anders gekommen, als sie es sich gedacht hatte. Für sie waren die Menschen zu Feinden geworden, weil sie die Tiere quälten. Dank ihrer Zauberkraft war es gelungen, dem Kater Jason eine große, unheimliche Gestalt zu geben, damit er sich an denen rächte, die ihm Schwierigkeiten bereitet hatten. Und diesen fremden Polizisten schloß sie in den Kreislauf mit ein.

Aus dem Auge drang wieder die Stimme. »Ich weiß, was du denkst, Bastet. Ich lese deine Gedanken. Sie sind nicht gut, Sie passen nicht zu einem Gott, wie ich es bin. Hast du das vergessen?«

»Es gibt kein Zurück mehr. Man hat mir gesagt, daß ich zu einem Mörder geworden bin.«

»Nicht du hast es getan. Es waren die Katzen. Tote Katzen, die dank deiner Kraft zu einem seelenlosen Leben erweckt wurden. Bastet.«

»Sie sind meine Freunde!«

»Das weiß ich«, erklang abermals die Stimme aus dem Allsehenden Auge.

»Und er hat sie getötet.«

»Was sollte er machen? Das Auge in seinem Kreuz hat sich gegen die Katzen gestellt, ein Beweis dafür, daß er nur das Gute wollte.«

»Aber die Katzen sind nicht schlecht«, sagte Brenda.

»Doch«, widersprach die Stimme. »Sie sind es. Tiere ohne Seele gehorchen dem Bösen. Sie gehören in die Unterwelt in die Nähe des Schakals Anubis. Daran solltest du immer denken. In der Waffe des Mannes befindet sich das Auge, deshalb sieh ihn als deinen Freund an.«

»Und wenn er schon tot ist?«

»Wie sollte er das?«

»Jason kämpft gegen ihn! Er ist doch zu seiner wahren Größe aufgewachsen…«

»Dann geh hin und ändere es. Aber hüte dich, es nicht zu tun. Stell dich nicht gegen den Willen des Gottes Osiris, denn die, die es getan haben, hat der Fluch der Verdammnis getroffen.«

Es waren harte Worte aus dem Mund des Gottes, der sich hinter dem Allsehenden Auge verbarg.

Brenda the cat stand da und dachte nach. Sie wußte genau, daß sie sich den Befehlen nicht widersetzen durfte und es auch nicht konnte. Osiris würde gnadenlos zuschlagen.

Trotz des Kreuzes hatte sie in John Sinclair einen Gegner gesehen und entsprechend reagiert. Da er nicht auf ihre Warnungen hören wollte, hatte er fühlen müssen. Nun war sie gezwungen, einen Rückzieher zu machen. Aber konnte sie das noch?

»Was überlegst du?« fragte die Stimme. »Beeile dich, es ist nicht sehr viel Zeit.«

»Ist Sinclair schon…?«

»Möglich!«

Da drehte sich Brenda um und ging. Sie war innerlich zerrissen und wußte nicht, auf welche Seite sie sich schlagen sollte. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn Jason den Kampf gewann…

***

Ich hatte gegen dämonische Schreckenswesen, gegen Vampire, Werwölfe, Gespenster und auch mutige Tiere gekämpft, so daß es eigentlich nichts Besonderes war, gegen eine Riesenkatze wie diesen Jason anzugehen. Dennoch fürchtete ich mich davor.

Vielleicht war es das Wissen um die Verwandlung, denn ich spürte, daß mir diese Magie unter Umständen überlegen war.

Der kleine Kater hatte sich in eine gefährliche Raubkatze verwandelt und kam näher.

Die Größe eines Tigers hatte er. Dabei bewegte er sich geschmeidig, huschte durch das Unterholz. Ich sah seinen Schatten von Sekunde zu Sekunde an einer anderen Stelle.

Hin und wieder zitterten Zweige, raschelten Blätter. Geräusche, die mich nervös machen sollten.

Ich behielt sein Augenpaar im Blick.

Wo es hinwanderte, dort schaute auch ich hin, und es kam allmählich näher.

Stopp!

Zwei leuchtende Steine schienen in der Luft zu schweben. Gelb und hart, ohne Pardon und Gnade, auf mich fixiert und mit dem Drang des Tötens versehen.

Wenn er sprang, wollte ich schießen.

Irgendwie tat es mir leid, auf diesen großen Kater zu feuern. Ich war fasziniert von ihm und mußte an die Wölfin Nadine denken, die ja auch kein normales Tier war, obwohl man beide kaum miteinander vergleichen konnte.

Bisher hatte ich mich nicht bewegt. Höchstens die Augen, denn ich wollte dem anderen keine Chance geben, einen ersten Angriff auf mich zu starten.

Zwar schaute ich nach vorn, gleichzeitig aber lauschte ich auch nach hinten. Im Haus rührte sich nichts. Brenda hielt sich weiterhin versteckt. Möglicherweise beobachtete sie mich auch, um zu sehen, wie ich mich aus der Affäre zog.

Sie würde sich wundern.

Der Riesenkater löste sich aus dem Schatten des Waldrands, und ich sah seine Umrisse jetzt klarer. Seine Pfoten waren, wie auch der übrige Körper, entsprechend vergrößert, dennoch hörte ich kaum einen Laut, als er sich mir näherte.

Er ließ mich nicht aus den Augen, und sein Kopf bewegte sich leicht auf mich zu.

Wenn dieses Tier sich auf seine Hinterpfoten richtete, war es sicherlich größer als ich.

Kein gutes Gefühl.

Da er mir noch nichts getan hatte, traute ich mich auch nicht zu schießen. Ich wollte wirklich abwarten, vielleicht gab es auch noch eine andere Möglichkeit.

Bei jedem Schritt, den der Kater zurücklegte, wuchs er höher und größer vor mir auf.

Gleichzeitig geschah etwas anderes. Mein Kreuz reagierte auf einmal. Ich hatte es mir außen vor die Brust gehängt, gewissermaßen als Sicherheit, und als ich an meiner Brust herabschaute, stellte ich fest, daß das Allsehende Auge sich durch sein strahlendes Leuchten von den übrigen Zeichen abgesetzt hatte.

Es machte in diesen Augenblicken seinem Namen wirklich alle Ehre, denn es strahlte stark und kräftig.

Der Schein hüllte nicht nur mich zum Teil ein, sondern breitete sich

aus und erfasste auch die Gestalt des Katers, so daß ich dessen Kopf und die Vorderpfoten sehr deutlich sah, wobei sie zudem noch von einem rötlichen Schein überlagert waren.

Es war fantastisch.

Ich sah jede Einzelheit und bekam auch mit, wie er sein gewaltiges Maul aufriss.

Träge Bewegungen führte er durch. Er wirkte so, als würde er anfangen zu gähnen. Das jedoch war eine Täuschung, denn das aus seinem Maul strömende Fauchen klang sehr gefährlich.

Doch er griff nicht an!

Ich schluckte den unsichtbaren Kloß im Hals runter. Plötzlich hatte ich wieder mehr Hoffnung. Wenn dieser Kater mir nichts tun wollte, mußte das einen Grund haben.

Das Allsehende Auge? Wenn ich näher darüber nachdachte, gab es keine andere Möglichkeit, und wiederum dachte ich an die ägyptische Mythologie, in der gerade das Allsehende Auge eine so große Rolle gespielt hatte.

Hier bewies es seine Kraft.

Hypnotische, magische und mystische Kräfte setzte es frei. Es bannte diesen Kater, denn es geschah etwas, womit ich vor einer Minute noch nicht gerechnet hatte.

Das Riesentier setzte sich hin.

Dabei rührte es sich nicht mehr, saß vor mir wie eine übergroße, gewaltige schwarze Statue, in der nur zwei gelbe Punkte, die Augen, hell schimmerten.

Ein flüchtiges Lächeln zuckte um meine Lippen. Durch die Nase holte ich Luft, denn ich wollte es darauf ankommen lassen und den Kater genau testen.

Ich wagte den ersten Schritt.

Es war in der Tat ein Wagnis. Falls der Kater wie ein Raubtier reagierte, war er nicht zu berechnen. Da konnte er blitzschnell und überfallartig zuschlagen, wobei mir nicht die Spur einer Chance blieb. Auch wenn er so ruhig dasaß, hatte das nichts weiter zu bedeuten.

Sitzend schien er noch größer zu sein. Sein gestreckter Kopf befand sich etwa in Höhe meiner Augen, und erst jetzt sah ich, daß seine Augen nicht so klein waren, wie ich angenommen hatte. In der Distanz hatten sie wirklich kleiner ausgesehen.

Inzwischen war ich so nahe an ihn herangekommen, daß er nicht mehr zu springen brauchte, um mich zu erreichen. Ein Treffer mit seiner Pfote würde mich zu Boden schleudern.

Er tat es nicht.

Der Kater Jason blieb ruhig sitzen. Er schaute mich nur an. War es ein freundlicher Blick, ein hasserfüllter?

Ich hatte keine Ahnung. In seinen Augen jedenfalls las ich nichts

davon. Dabei hatte ich das Gefühl, daß er nicht einmal mich so sehr anschaute, sondern vielmehr mein Kreuz mit dem Allsehenden Auge. Das Zeichen des Gottes Osiris faszinierte und bannte ihn wahrscheinlich auch, sonst hätte er mich nicht so dicht an sich herankommen lassen.

Noch hatte ich ihn nicht berührt. Sollte ich es? Konnte ich diesen Riesenkater vielleicht zum Freund gewinnen?

Sekunden vertickten. Zwar stand ich noch unter Spannung, dennoch war es nicht mehr das gleiche Gefühl wie noch vor Minuten. Ich fühlte mich irgendwie befreit und damit auch sicherer.

Ich sprach ihn an. »Jason« sagte ich mit leiser Stimme. »Kannst du mich verstehen?«

Wieder dachte ich dabei an Nadine. Wenn ich mit der Wölfin redete, hatte ich immer das Gefühl, von ihr verstanden zu werden.

Ob es bei diesem Kater auch der Fall war?

Eine Reaktion seinerseits konnte ich nicht erkennen. Er behielt seine Haltung bei, der Ausdruck seiner Augen änderte sich nicht, und er tat auch nichts, als ich meinen rechten Arm ausstreckte und sich meine Hand seinem Körper näherte.

Ich wollte ihn streicheln.

Unter dem Hals fand meine Hand Kontakt zu ihm. Die Finger strichen über ein glattes Fell, von dem eine gewisse Wärme ausging. Und der Riesenkater ließ es zu, daß ich ihn kraulte.

Ein Stein fiel mir vom Herzen. Es war mir gelungen, einem Kampf zu entgehen. Das machte mich regelrecht euphorisch, und über mein Gesicht flog ein erleichtertes Lächeln.

Konnten wir Freunde werden?

Bei einer Hand beließ ich es nicht, hob auch die andere an und streichelte das Riesentier.

Es tat nichts, bewegte sich nicht und genoss die Berührungen meiner Hände.

Welch ein Phänomen!

»Wer bist du?« fragte ich ihn. »Und wer ist sie, die sich Brenda nennt?«

Ich hatte mehr zu mir selbst gesprochen und erhielt natürlich keine Antwort, dafür hörte ich etwas anderes.

Ein Geräusch in meinem Rücken!

Sofort zuckten die Arme wieder von dem Kater weg, ich selbst schritt zurück und drehte mich um.

Die Tür des Hauses wurde allmählich aufgezogen. Sehr langsam geschah dies. Ein gelber Lichtstreifen fiel durch den Spalt nach draußen und zeichnete einen schrägen Schein auf den Boden unmittelbar vor dem Haus.

In den Schein trat ein Schatten.

Brenda the cat!
Ich wartete, sah einen Körper, sah sie und hielt den Atem an.
Brenda hatte sich verändert, und sie zeigte sich mir in ihrer wahren Gestalt…
Ich hatte gewußt, daß mit Brenda etwas nicht stimmte. Sie sah zwar aus wie ein Mensch, aber sie war es nicht mehr.
Deutlich im aus der offenen Tür fallenden Lichtschein nachgezeichnet erkannte ich ihre wahre Gestalt.
Halb Mensch – halb Katze!
Sie hatte noch den menschlichen Oberkörper, trug auch ihren blauen Rock und den gelben Pullover, doch aus dem Ausschnitt ragte der Kopf einer Katze.
So groß wie der Schädel eines Menschen. Ein seltsamer Kopf mit hoch aufgerichteten Ohren, den schrägen Katzenaugen, die ich ja schon kannte, der langgezogenen Nase, dem breiten Mund und dem zitternden Schnurrbart.
Der Kopf war nicht von einem schwarzen Fell bedeckt, sondern von einem grüngelben. Die beiden Farben liefen ineinander über, so daß man nicht sagen konnte, welche Farbe dominierte.
Faszinierend war es allemal, und ich konnte meinen Blick von dieser Gestalt einfach nicht lösen.
Sie würde sicherlich reden, aber sie hielt sich zurück. Nicht ein Wort drang aus ihrem Katzenmaul, und sie starrte uns nur aus den grünlich schimmernden Augen an.
Da sie nichts sagte, wollte ich den Anfang machen und fragte:
»Du bist Brenda?«
»Ja und nein.«
Glatt flossen die Worte aus ihrem Katzenmaul. Dabei redete sie mit der Stimme, die ich schon kannte, denn sie hatte als normaler Mensch ebenso gesprochen.
»Wie soll ich das verstehen?«
»Ich bin eine Doppelperson!« klärte sie mich auf. »In mir wohnt der Mensch ebenso wie die Göttin.«
»Eine ägyptische Göttin?« hakte ich nach.
»Ja, so ist es, John Sinclair!«
Während sie mir die Antwort gab, dachte ich darüber nach, was ich von den ägyptischen Göttern und Göttinnen alles wußte. Viel war es nicht, aber daß es eine Katzengöttin gab, das wußte ich schon. Nur fiel mir der Name im Moment nicht ein.
Sie schien auch Gedanken lesen zu können, denn sie sagte:
»Streng dich nicht an, John Sinclair, du weißt sowieso nicht, wie ich heiße. Deshalb will ich dir meinen Namen verraten. Ich bin Bastet!«
In einer anderen Situation hätte ich mir gegen die Stirn geschlagen. Natürlich, Bastet. Ich hatte den Namen schon des öfteren gelesen, aber

man konnte ja nicht alles behalten.

Bastet! Eine Löwin war sie einmal gewesen. Ein gefährliches, unheimliches Wesen, das aus Ägypten hatte fliehen müssen und ihr Exil in Nubien fand.

Sehr lange Zeit hatte sie dort verbracht und nicht nur eine innere Wandlung erlebt, auch eine äußerliche. Ihr war die Evolution von der Löwin zur Katze gelungen, und in letzterer Gestalt war sie auch wieder zurückgekehrt. Nach sehr, sehr langer Zeit, und die Ägypter gewöhnten sich an sie. Die Menschen in der Spätperiode akzeptierten sie, und so wurde die Gestalt der Katze vertraut. So vertraut sogar, daß man ihr einen Tempel baute. Und zwar in Bubastis.

Ich erinnerte mich auch an Abbildungen, die ich von ihr gesehen hatte. Dort wurde sie meist in einer königlichen Pose gezeigt, aber auch mütterlich und junge Katzen säugend.

Nun stand sie vor mir.

»Ich sehe dich überrascht, Mensch«, erklärte sie mir.

»Das bin ich auch.«

Sie lachte. Schnell wurde sie wieder ernst. »Es mußte sein, denn ich konnte nicht mehr länger zusehen, was Menschen mit den Katzen alles anstellten, die in unserer Zeit als heilige Tiere verehrt worden waren. Zunächst schickte ich Jason, den Boten. Er sollte mir Bericht erstatten, doch er geriet in die Hände dieses brutalen Tierfängers Clive Odgen. Im Reich der Zwischenwelt hörte ich seine verzweifelten Hilfeschreie aus diesem verdammten Käfig. Ich mußte etwas tun und beschloss, mich zu rächen. Als Brenda the cat kam ich in diese Welt, um meine Rache durchzuführen. Ich fand Jason schnell, und ich fand auch den Mann, der für alles verantwortlich war. Er war ein Bastard, ein Schwein, ein Sadist, denn er hielt die Tiere in winzigen Käfigen gefangen. Aber nicht nur das. Im Keller befanden sich die Kadaver der toten Katzen. Ich beschloss, sie auszunutzen.«

»Waren es die mit den roten Augen?« fragte ich.

»Genau, Sinclair. Die waren es. Ich besitze die Macht über Katzen, und ich hauchte ihnen das seelenlose Leben ein, damit sie meine Rache vollendeten. Sie erwachten aus ihrer Totenstarre, wobei ich erleben konnte, daß meine Kraft, die einst aus der Sonne gekommen war, noch nicht verloren war. Ich besaß die Macht.«

»Dann töteten sie!« sagte ich.

»Ja, sie sollten es.«

»Der Hehler ist nicht besser als der Stehler«, gab ich ihr zu verstehen. »Du bist schuld am Tode eines Mannes. Du hast dich als Göttin herabgelassen und bist zur Mörderin geworden. Bist du überhaupt noch würdig, in den Kreis der großen Götter einzutreten? Wird Osiris dich nicht verstoßen?« Ich hatte ihr harte Worte entgegengeschleudert und war gespannt, was sie mir antworten würde.

»Das ist meine Sache, John Sinclair. Osiris hat damit nichts zu tun«, antwortete sie mir.

»Ich glaube es nicht.«

»Du stellst mich, die Göttin, als eine Lügnerin hin?«

Ich deutete auf mein Kreuz. Während des Dialogs hatte ich meine Sicherheit zurückgefunden. »Da ist das Allsehende Auge. Es hat reagiert, und es hat deine Diener vernichtet. Durch dich sind die toten Katzen zu Tierzombies geworden, sie dienten dem Bösen, und du stehst damit auch nicht mehr auf der Seite der Götter!«

Konnte Brenda the cat, alias Bastet, diese Worte verkraften? Ihrem Kater Jason gab sie einen nicht zu überhörenden Befehl.

»Pack ihn!«

Alles ging sehr schnell. Ich hörte hinter mir das Fauchen des Riesenkaters und dachte wieder daran, daß mich schon ein Schlag seiner Pfote wehrlos machen konnte.

Der Schlag erfolgte.

Sehr schnell. Schneller als ich mich herumwerfen und Gegenmaßnahmen ergreifen konnte. Die Pfote erwischte mich an der linken Körperhälfte in Höhe des Ellbogens und schleuderte mich so wuchtig zur Seite, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten konnte und zu Boden fiel.

Auf die Seite wollte ich mich rollen, dann vielleicht noch weg aus der Gefahrenzone, doch der Kater war schneller. Bevor ich mich versah, sprang er nach vorn und drückte mir seine beiden Vorderpfoten gegen die Brust. Der Vergleich mit Eisenstempeln kam mir in den Sinn, so hart drückten die Pfoten auf meinen Brustkasten. Ich war nicht in der Lage, mich zu rühren.

Das Atmen fiel mir ebenfalls nicht leicht, denn eine Pfote stand so, daß sie mir die Luft fast abdrückte.

Und ich hatte gedacht, mit diesem Tier Freundschaft schließen zu können. Ein Irrtum.

Vielleicht ein tödlicher.

Sich jetzt wehren zu wollen, wäre total verkehrt gewesen, also blieb ich still liegen und wartete darauf, was auf mich zukommen würde.

Da war erst einmal Brenda the cat. Oder Bastet, die Göttin. Es spielte keine Rolle. Beide mußte ich als Feinde ansehen, die meinen Tod wünschten.

Ich hörte die Schritte.

Ein Mensch geht nicht so leise wie eine Katze. Brenda war ein Mittelding von beiden, aber sie hatte den schleichenden, lautlosen Gang des Tieres. Aus den Augenwinkeln schielte ich nach links.

Aus dieser Richtung näherte sich das Verhängnis.

Die Schritte schleiften über den Boden. Manchmal knisterte ein trockenes Blatt oder knackte ein kleiner Zweig. Ansonsten hörte ich

nichts. Keine Stimme, kein Flüstern, keinen Befehl. Meine Gegnerin schien sich ihrer Sache sicher zu sein.

Und der Riesenkater blieb stehen. Er zuckte überhaupt nicht. Von Sekunde zu Sekunde verstärkte sich der Druck seines Körpers. Seine Beine schienen mich zu durchbohren, und im kalten Feuer seiner Augen schien ich einzutauchen und zu ertrinken.

Die Schritte verstummten direkt neben meinem Körper. In meine Nase drang ein strenger Geruch. Von wem er stammte, wußte ich nicht. Vielleicht von Bastet, der Katzengöttin.

Es war unwahrscheinlich, wenn man näher darüber nachdachte.

Ich hatte Schon des öfteren Sagengestalten kennen gelernt, und diesmal war es wieder eine Göttin, die ich sah.

Nur war sie mir nicht wohlgesonnen, denn sie wollte ihre Rache vollenden.

»Auch wenn ich mich gegen den Befehl des großen Gottes Osiris stellte, aber ich kann nicht anders«, erklärte sie mir. »Ich muß dich töten!«

»Du wagst es, dich gegen Osiris zu stellen?« flüsterte ich. »Bist du nicht dem Größenwahn verfallen?«

»Ich habe eine Aufgabe zu erledigen«, erklärte sie. »Osiris hat in seinem Reich zu befehlen, ich befehle hier. Ich habe mit ihm gesprochen. Er will deinen Tod nicht, denn du besitzt das Allsehende Auge und bist ein besonderer Mensch, aber als Brenda the cat hatte ich mir geschworen, alle Zeugen zu vernichten, denn meine Aufgabe in dieser Welt ist nicht beendet. Hier habe ich den Anfang gemacht. Ich werde all die töten, die den Katzen Leid angetan haben.«

Starke Worte. Doch ich traute ihr zu, daß sie sie auch einlöste.

Und Jason, der Kater, würde ihr dabei helfen.

Das Auge auf meinem Kreuz besaß weniger Macht über ihn als die Katzengöttin. Damit mußte ich leben.

Jason öffnete sein Maul.

Ein gefährlicher Rachen, der mir wie ein Schlund vorkam. Auf meinem Gesicht bildete sich eine Gänsehaut. Die Beine konnte ich bewegen. Würde es mir auch gelingen, den übergroßen Kater damit von meinem Körper wegzustemmen?

Ich konnte es kaum glauben…

Dennoch!

Auch die Arme waren frei. Wenn ich trat und gleichzeitig die Beretta zog, konnte mir eine Chance bleiben.

Alle Überlegungen hatten keinen Sinn, denn ein anderer griff ein, mit dem ich nie gerechnet hatte…

***

Ross Delany war auf die Ladefläche des VW geklettert, die sonst nur

den Katzen vorbehalten war. Sie war schmutzig. Kot und Dreck lagen dort. Beides hatte eine Schmiere hinterlassen, die widerlich stank. Ross und sein Partner hatten nie daran gedacht, den Wagen reinigen lassen, es interessierte sie nicht.

Keuchend und sich fast übergebend blieb Ross Delany hocken. Er hatte sich hingekniet, seine Arme ausgestreckt und mit den Händen abgestützt. Delany war fertig. Die Katzenbiester hatten ihn malträtiert, ihre Krallen in seine Haut geschlagen und blutende Wunden hinterlassen.

Und jetzt hockte er hier.

In dem Wagen, der sonst nur den Tieren überlassen worden war.

Inmitten einer Wolke aus Gestank hatte er sich eingefunden, und neben ihm lag sein Partner.

Schrecklich anzusehen. Von den Krallen gezeichnet, mehr tot als lebendig, und Ross hörte Bruce Talbots röchelnden Atem. Es klang so schlimm, als würde der Mann wirklich in den allerletzten Zügen liegen und bald dahinscheiden.

Er begann zu weinen. Als harten Typen hatte er sich nie gesehen, trotz seines widerlichen Jobs, doch der Abtransport toter oder lebender Katzen hatte ihn nie persönlich getroffen. Aber das hier war etwas anderes. Man hatte ihn angegriffen, und er war im letzten Augenblick gerettet worden.

Etwas Dunkles tropfte zu Boden. Dicht vor seinem Gesicht klatschte es auf, und als er sich den Fleck genauer anschaute, schüttelte er sich.

Das war Blut.

Menschenblut, sein Blut…

Dabei konnte Ross kein Blut sehen. Er ekelte sich davor, auch wenn es sein eigenes war.

Mühsam drehte er sich auf die Seite und blieb auf dem verschmierten Boden hocken. Er senkte den Kopf, schaute auf seine Knie und bemitleidete sich selbst.

Diese Situation war für ihn grauenhaft. Auch der VW machte nicht mehr mit. Er war auf dem Feld steckengeblieben, und so sehr sich Ross auch bemühte, er mußte den VW aufgeben.

Am liebsten wäre er auf einer einsamen Insel gewesen und nicht in Begleitung des Schwerverletzten, der röchelnd atmete sowie ab und zu aufstöhnte.

Ross Delany schaute ihn an.

Gerade jetzt hatte Bruce ihm das Gesicht zugewandt, und Ross musste die vielen Wunden sehen, die es zeichneten.

Nein, es widerte ihn an. Er konnte einfach nicht hinschauen. Nur mit Mühe unterdrückte er das Würgegefühl.

Er hatte die kleine Deckenlampe eingeschaltet, um nicht völlig im Dunkeln zu hocken, sonst hätte er noch mehr Angst bekommen.

Irgendwann hatte er sich an die Atemgeräusche des Schwerverletzten gewöhnt, und er dachte wieder über sein Schicksal nach.

In diesem Wagen hockte er relativ sicher, aber auch eingeschlossen. Wie in einem Gefängnis.

Seit Ross Delany eine Jugendstrafe von acht Monaten abgesessen hatte, haßte er Gefängnisse. Er haßte überhaupt Räume, die klein und eng waren, er brauchte immer Luft. Auf dieser Ladefläche drohte er zu ersticken. Hinzu kam der widerliche Katzenmief, der seinen Magen umdrehte, und in einem Anfall von Wut trommelte er gegen die Wände des Wagens.

»Verdammt noch mal, ich will nicht mehr!« keuchte er. »Ich will raus hier!« Niemand hörte ihn. Er stieß ein Geräusch aus, das zwischen Seufzen und Lachen lag, drehte sich um und schaute in das Gesicht seines Kumpans. Ihm war überhaupt nicht aufgefallen, daß sich der andere gedreht hatte. Er lag halb auf dem Rücken und halb auf der Seite und stierte Ross an.

Der wich zurück. Dabei wedelte er mit den Händen und flüsterte rau: »Geh weg! Geh weg von mir! Ich will dich nicht sehen.«

»Ross?«

Delany zuckte zusammen, als er angesprochen wurde. Bruce Talbots Gesicht verzog sich, so daß die kleinen Wunden sich veränderten, zum Teil wieder aufplatzten und von neuem bluteten.

»Was willst du?« kreischte Ross. »Geh weg! Weg von mir. Ich kann dich nicht mehr sehen.«

»Ross, bitte…«

»Nein, nein! Du hättest auf mich hören und bei mir bleiben sollen«, zischte Delany böse. »Dir habe ich die verdammte Scheiße hier zu verdanken. Ich mußte fahren. Ich!« Er deutete auf seine Brust. »Ich allein, verflucht, und ich kann doch mit einem Wagen nicht richtig umgehen. Weißt du das nicht?«

»Schon, aber…«

»Dir habe ich alles zu verdanken. Die verdammten Bestien sind auch über mich gekommen, und jetzt…«

»Ross, ich sterbe!«

Delany hörte die Worte. Seine Augen weiteten sich. Er zuckte zurück und begann zu zittern. »Was hast du gesagt?«

»Ich sterbe…«

Delany kicherte irr.

»Das… das kann ich nicht glauben. Mach keinen Quatsch. Jetzt, wo ich dabei bin. Ich kann keinen Sterbenden sehen, Bruce. Du bist schuld. Hättest du nicht …«

»Ross, ich… ich möchte Wasser …«

Delany glaubte, sich verhört zu haben. »Du willst Wasser?« flüsterte er. »Das ist lächerlich. Woher soll ich denn Wasser besorgen?« Er

schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht…«

»Bitte! Ich…«

»Hör auf, Mensch!« Er begann wieder mit seinem Lieblingsthema. »Du hast mir hier den Mist eingebrockt. Jetzt mußt du auch sehen, daß du da allein rauskommst.«

»Bring es mir. Draußen. Ich… ich … verbrenne, Ross.«

»Das ist mir egal, Bruce. Ich kann dir kein Wasser holen. Draußen lauern die Katzen. Weißt du, was das heißt, mein Lieber? Die werden mich umbringen, töten. Ja, das ist es. Die machen mich fertig. Die schlagen zu…«

»Willst du mich…?«

Delany schwieg. Er konnte auch nicht mehr auf seinen alten Kumpan schauen, denn er las in dessen Blick einen so großen Vorwurf, daß er ein schlechtes Gewissen bekam.

Die Angst war größer. Wie sollte er sich gegen die Katzen wehren? Das war unmöglich, so etwas schaffte keiner. Nein, Bruce mußte schon auf sein Wasser verzichten. Und wenn er verbrannte, was ja sowieso Unsinn war.

Ein Stöhnen, wie Ross es schrecklicher noch nicht gehört hatte, unterbrach seine Gedanken. Der Kopf des Mannes ruckte herum.

Delany schaute zu seinem Freund hin, sah bei ihm den starren Blick der verdrehten Augen und bekam den Schreck seines Lebens.

Die Hand fuhr hoch, er preßte sie gegen seinen Mund, wurde kreidebleich, und nur allmählich dämmerte ihm, was da geschehen sein konnte.

»Bruce?« hauchte er.

Keine Antwort.

»Bruce?« Diesmal rief er den Namen bereit schriller, aber Bruce Talbot antwortete nicht.

Er konnte nicht mehr antworten. Talbot war tot.

Tot! Tot! Es hämmerte in Delanys Kopf, denn allmählich begriff er, was mit dem Mann geschehen war, den er als seinen Kumpan bezeichnet hatte und der nun so leblos und mit starrem Blick vor ihm lag. Dennoch wollte er es nicht glauben, streckte seinen Arm aus, berührte Talbots Schulter und schüttelte ihn.

»Bruce, sag was, verdammt. Los, rede!«

Talbot schwieg.

Delany saß da wie erstarrt. Er stierte auf die Innenwand des Autos, sein Mund stand offen, er merkte nicht einmal, daß aus dem linken Rand der Speichel rann und schräg über sein Kinn tropfte.

Es gab ihn nicht mehr. Und er, Ross Delany, hockte mit einem Toten zusammen.

Der Mann schüttelte sich, als hätte jemand Eiswasser über ihn ausgekippt. Mit einem Toten wollte er nicht zusammensitzen. Das

konnte keiner von ihm verlangen. Es mußte raus.

Aber draußen lauerten die Katzen.

Delany hatte sich bereits halb erhoben, jetzt zuckte er wieder zurück, und sein Blick flackerte.

Was war richtig, was verkehrt?

Mit einem Toten zusammen sein, das konnte man doch von ihm nicht verlangen. So etwas war schlimm, grauenhaft, und er überwand seine Angst. Auf allen vieren kroch er zum Ausgang. Dabei schaute er zur anderen Seite, denn er wollte dem Toten keinen Blick mehr gönnen.

Seine Finger zitterten, als er den von innen angebrachten Hebel suchte, um ihn herumzulegen. Doch was sonst immer auf Anhieb klappte, damit hatte er nun seine Mühe.

»Geh doch auf, verdammt!« keuchte er, brach sich einen Nagel ab, schimpfte noch mehr und hatte es endlich geschafft. Da wurde er unvorsichtig, drückte mit der Schulter gegen die Tür, sie klaffte auf, und er fiel ins Freie.

Mit dem Schulterknochen prallte er auf, spürte den Schmerz, schluchzte wieder und drehte sich.

Der Boden war feucht und lehmig. An den festgefahrenen Reifen kroch Delany vorbei und stemmte sich erst dann auf die Füße.

Wankend blieb er stehen.

Sein Atem pumpte, die Augen waren feucht, die Hände bluteten ebenso wie der Nacken, aber er sah keine Katzen, denn ihnen allein galt sein Gedanke. Diese Tiere mit den roten Augen waren für ihn der Horror in Person. Noch nie im Leben hatte er sich vor etwas so sehr gefürchtet.

Sie hatten sich verzogen. Jawohl, sie waren nicht mehr da.

Vielleicht hatte der andere Typ auch mit ihnen aufgeräumt. Das wäre stark gewesen.

Aber wie ging es jetzt weiter? Ross Delany wollte so rasch wie möglich weg. Er konnte einfach nicht mehr bleiben. Dieses Haus war für ihn zu einem Hort der Angst und des Schreckens geworden. Ihm fiel ein, daß auch Odgen einen Wagen besaß. Nur parkte der immer an einem anderen Platz. Und ihn zu erreichen, musste Ross Delany um das Haus gehen.

Das wollte er noch riskieren.

Er kannte sich aus, schlug einen Bogen und vernahm plötzlich die Stimmen. Da sprachen ein Mann und eine Frau.

Eine Frau?

Ross Delany blieb stehen. Er schob seine Unterlippe vor, die Augen verengten sich, und er wunderte sich darüber, daß noch eine Person existierte.

Wo war sie hergekommen?

Odgen war nicht verheiratet. Bei ihm hätte es auch keine Frau

ausgehalten. Jede wäre bereits nach ein paar Tagen geflüchtet. Sie brauchte nur den Job zu sehen, mit dem Odgen sein Geld verdiente.

Da fiel es ihr leicht, für immer zu schwinden.

Und der Typ, der ihn gerettet hatte, sprach mit der Frau. Sie standen vor dem Haus. Da die beiden von Ross durch das Gebäude getrennt waren, konnte Delany nichts verstehen.

Wo Menschen waren, gab es auch Sicherheit. Von dieser Voraussetzung ging er aus, und so setzte er sich wieder in Bewegung. Vorsichtig, tastend, denn er dachte immer wieder an die Katzen, die noch in der Nähe lauern konnten.

Vielleicht saßen sie auch auf dem Haus. Er warf einen Blick zum Dach hin. Keine glühenden Augenpaare starrten auf ihn nieder.

Innerlich jubelte er. Dieser blondhaarige Typ hatte sie bestimmt geschafft und…

Jäh wurden seine Gedanken unterbrochen, als er mit dem rechten Fuß gegen etwas Hartes stieß. Zuerst dachte er an eine aus dem Boden wachsende Wurzel oder an einen Baumstumpf, schaute genauer hin und erkannte etwas anderes.

Es war ein Gewehr!

Ross Delany stoppte sofort. Er wußte nicht, wer es fortgeworfen hatte und ob es geladen war, aber eine Waffe konnte er in dieser Lage immer gebrauchen.

Geschossen hatte er auch schon. Zusammen mit Bruce. Vor Monaten auf einer Schuttkippe, und Bruce hatte sich immer geärgert, daß er besser traf. Ross bückte sich.

Kalt war sein Lächeln, das sein Gesicht erhellte, als er nach dem Gewehr griff. Es ging ihm so, wie es vielen Menschen geht, wenn sie eine Waffe in die Hände bekommen. Das Gefühl der Sicherheit durchströmte ihn, und es vertrieb die Angst aus seinem Innern.

Geschickt stemmte er den Kolben in die Armbeuge, hielt einen Finger am Abzug und war bereit, sofort zu schießen, falls er von irgendeiner Seite angegriffen wurde.

Noch ein paar Schritte mußte er gehen, dann war der Blickwinkel so günstig, daß er vor das Haus schauen konnte.

Es war dunkel. Nur durch die offene Tür fiel ein schwacher Schein. Er reichte aus, um die Szene zu untermalen, und Ross Delany glaubte einen Film zu sehen.

Was man ihm da zeigte, das konnte nicht sein, das war unbegreiflich.

Auf dem Boden lag der blondhaarige Mann. Über ihm stand ein riesiger Kater. Nahe der Tür hielt sich ein Wesen auf, das den Körper einer Frau hatte, aber den Schädel einer Katze.

Eine Katzenfrau!

Ross Delany erlitt einen Schock. Vielleicht trug der daran die Schuld, daß er nicht wegrannte, sondern so reagierte, wie er es von sich

überhaupt nicht gewohnt war.

Er hob das Gewehr an, hörte die Frau etwas vom Töten sagen und zielte auf den Riesenkater.

Dann drückte er ab!

***

Ich hörte den Schuss!

Daß es keine Pistole war, merkte ich am Klang, und ich zuckte vor Überraschung zusammen.

Aber noch jemand zuckte.

Jason, der Kater.

Ihn hatte das Geschoß erwischt. Den Einschlag hatte ich wegen des Schussechos nicht vernommen, doch der Druck von meiner Brust wich, der gewaltige Kater sprang und stieß ein Fauchen aus, das mir Angst einjagte.

Wieder krachte ein Schuss.

Dazwischen hörte ich einen Fluch. Brenda hatte ihn ausgestoßen.

Als ich den Kopf drehte, sah ich sie in Aktion. Sie hetzte auf den Mann zu, der eigentlich hätte im Wagen sein müssen, jetzt aber an der Hausecke stand und ein Gewehr in den Händen hielt.

Brenda wollte diesen Mann, der ihre Pläne vorerst zerstört hatte, umbringen.

Dagegen hatte ich etwas.

»Laß ihn in Ruhe!« brüllte ich sie an, jagte vor, zog meine Waffe und sah den Schatten nicht, der von hinten und in einem gewaltigen Bogen auf mich zusprang.

Jason, der Riesenkater!

Und er schleuderte mich mit seinem schweren Körper so hart zu Boden, daß ich mich überschlug.

Dann war er über mir!

Zwei Schüsse hatte er abgegeben. Obwohl er die Kugeln mit seinen Blicken nicht verfolgen konnte, hatte er doch gesehen, daß beide Schüsse Treffer gewesen waren.

Volltreffer sogar!

Der Riesenkater war zurückgewichen, aber die Katzenfrau hatte die Kugel geschluckt, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sie hatte sie geschluckt!

Ross Delany formulierte diese Tatsache zu einem geistigen Schrei, der wie ein greller Blitz durch sein Gehirn raste. Er konnte es nicht fassen, nicht begreifen, und er war einfach zu perplex, um noch ein drittes Mal abzudrücken.

Sie kam auf ihn zu.

Seltsam grünlich schimmerte der Katzenschädel. Es war eine schmutzige Farbe, die so wirkte, als wäre Schaum ineinandergelaufen.

Die Augen blickten kalt, starr und gnadenlos, der Gang war schleichend, dennoch gespannt und schnell.

Dann sprang sie.

Es war ein Sprung der Superlative. Während der blondhaarige Mann von diesem Riesenkater erwischt und zu Boden geschmettert wurde, griff die Katzengöttin Ross Delany an.

Sie hatte die Arme ausgestreckt, die Finger gespreizt, und diese sah Delany als erste dicht vor seinem Gesicht erschienen.

Nein, keine Finger.

Krallen!

Lang, spitz, leicht gebogen – und tödlich!

Die ersten Schläge. Unheimlich hart geführt, trafen sie das deckungslose Gesicht es Mannes. Noch nie im Leben hatte Ross Delany einen so großen Schmerz verspürt. Er glaubte, daß ihm die Haut abgerissen würde, sank zusammen und vernahm über sich das schreckliche Fauchen der Katzengöttin, die zur Bestie wurde.

Sie war jetzt mehr Tier als Mensch, drückte ihre Arme zur Seite, hob sie dann an und stieß sie nach unten.

Gnadenlose Hiebe prasselten auf den Mann nieder. Zuerst spürte er sie noch, er sah auch das Blut, dann kam der große, aber nur kurze Schmerz, dem das alles verzehrende Dunkel folgte.

Ross Delany starb vor dem Haus.

Und die Katzengöttin hatte ihr drittes Opfer erwischt. Mit blutigen Krallen fuhr sie in die Höhe, drehte sich um, wollte zu Sinclair und blieb noch in der Drehung stehen.

Ein Ruf hatte sie erreicht.

Ein Befehl!

Hörbar nur für sie. Aber sie kannte die Stimme, die da geschrien hatte.

Osiris rief nach ihr!

»Verdammte und Verfluchte. Du hast meinen Befehl missachtet. Du hast getötet. Zu mir!«

Und Bastet ging…

***

Der Riesenkater hatte mich mit einer so großen Wucht angesprungen, daß ich durch den Schwung selbst aus der Reichweite seiner Pfoten geschleudert wurde und er damit quasi ein Eigentor geschossen hatte. Bevor er sich herumwerfen und mich packen konnte, hatte ich mich schon zur Seite gerollt, die Beretta in Anschlag gebracht und auf ihn gezielt.

Ich wußte in diesen Augenblicken nicht, aus welchem Grund ich nicht abdrückte, vielleicht tat es mir einfach leid. Jedenfalls zögerte ich eine Sekunde zu lang, und die reichte dem Kater, um mich zu

überlisten. Bisher hatte er sich auf mich geworfen, diesmal machte er es anders. Er kratzte mit den Pfoten und schleuderte mir Dreck ins Gesicht. Für einen Moment war ich blind. Ich hörte nur sein Fauchen, dazwischen das Schreien eines Menschen, und dann griff er wieder an.

Es war wie ein lebendiges, zuckendes, pulsierendes Gebirge, das da auf mich zuhechtete. In meiner Verzweiflung schoß ich ungezielt, zog auch noch den silbernen Dolch und schleuderte ihn ebenfalls.

Ob er getroffen hatte, wußte ich nicht zu sagen. Etwas streifte mich an der Schulter. Ich vernahm ein jaulendes, hohes, klägliches Schreien, rollte mich herum, säuberte meine Augen von Dreck und Staub und konnte endlich sehen, was geschehen war.

Allerdings hatte sich ein Schleier vor meine Augen gelegt, so daß ich die Szene nur verschwommen mitbekam.

Dennoch war es keine Täuschung.

Der Kater schrumpfte zusammen!

Meine Drüsen produzierten Tränen, die allmählich die Augen frei wuschen, so daß mein Blick endlich wieder klar wurde.

In der Tat hatte es den Riesenkater erwischt.

Auf seine ursprüngliche Größe schrumpfte er zusammen, und seine lauten Schreie wurden kläglicher, wimmernder und qualvoller. Dies zeigte mir an, daß von ihm keine Gefahr mehr drohte.

Er hatte mich besiegen und töten sollen, das Gegenteil war eingetroffen.

War ich ein Gewinner?

Ich wußte es nicht. Irgendwie tat mir das Tier leid, und zum Schluß lag es auf dem Rücken, mit einem silbernen Dolch versehen, dessen Klinge quer durch seinen Körper gefahren war und mit der Spitze am Rücken hervorschaute.

Ich stand auf, zog den Dolch hervor und schaute in zwei völlig farblose Augen. Auch das Fell war nicht mehr so schwarz wie früher. Es nahm allmählich einen grauen Farbton an.

Jason, der Kater und Bote aus einem anderen Reich, würde vergehen.

Obwohl ich ihn auf dem Gewissen hatte, gab ich nicht mir allein die Schuld. Da hatte noch jemand mitgewirkt, und diese Person wollte ich mir holen.

Bastet war verschwunden.

Dafür lag ein Mensch nahe an der Hausecke.

Der zweite Mann aus dem Wagen. Und er sah ebenso schlimm aus wie sein Partner. Nur war letzterer durch zahlreiche Krallen gestorben, während ihn nur eine Person umgebracht hatte.

Die Rechnung würde ich ihr präsentieren.

Mein Gesicht war hart, als ich mich umdrehte. Es gab für mich nur einen Weg, den sie genommen haben konnte.

Den ins Haus!

Der Mann hatte mir durch sein Eingreifen unter Umständen das Leben gerettet. Hätte er nicht so plötzlich geschossen, wäre der Kampf sicherlich anders verlaufen.

Daß ich seine Mörderin stellte, war ich ihm einfach schuldig.

Dennoch ließ ich mich nicht von Wut- oder Rachegefühlen leiten, sondern ging systematisch und so kalt wie möglich vor. Nur keine Gefühle zeigen.

Die Katzengöttin hatte die Tür nicht geschlossen. Ich sah noch Spuren, im Lichtschein deutlich zu erkennen, und betrat das Haus.

Ein großer Schritt brachte mich in die Diele, aber dort brannte kein Licht, dafür aber in einem der vier Räume.

Durch die offene Tür blickte ich in das Innere, ging noch näher heran und glaubte, meinen Augen nicht trauen zu können.

Im Raum verteilt saßen zahlreiche Katzen, die mich an steinerne Denkmäler erinnerten. Sie alle waren nur das Interieur für zwei Dinge, die in die Mystik des altägyptischen Reiches hineinpassten.

Da stand einmal Bastet, die Katzengöttin. Vor ihr und fast so groß wie sie, erhob sich ein Gegenstand, den ich gut kannte, und der auch auf meinem Kreuz seinen Platz gefunden hatte.

Das Allsehende Auge!

Das hätte ich nicht einmal zu träumen gewagt. Das Allsehende Auge stand in diesem Raum, und ich spürte sofort die von ihm ausgehende Ausstrahlung.

Es war etwas Seltsames, etwas Mystisches, aufgeladen mit einer uralten Magie.

Ein Schauer rann über meinen Rücken. Für mich glich dieses Bild einer Brücke, die das Schicksal geschlagen hatte.

Nur Bastet paßte da nicht hinein!

Das Allsehende Äuge verbreitete Frieden, wollte den Ausgleich, sonst wäre es nicht auf meinem Kreuz abgebildet worden. Bastet aber hatte gemordet. Wie paßte so etwas zusammen?

Hatte Hesekiel, der Erschaffer des Kreuzes, vielleicht nicht richtig überlegt? War ihm ein Fehler unterlaufen, den ich unter Umständen jetzt korrigieren mußte?

Noch immer hing die Kette um meinen Hals. Das Kreuz baumelte in Brusthöhe, und ich sah das Dreieck leuchten.

»Da bist du ja«, empfing mich Bastet. Sie hatte diese Worte in meiner Muttersprache gesprochen.

»Ja, ich habe es geschafft.«

»Und Jason?«

»Ihn gibt es nicht mehr.«

»Du hast ihn getötet?«

»Es tut mir leid, aber es blieb mir nichts weiter übrig.«

Das Fauchen klang wie ein Windstoß.

»Du hast ihn umgebracht, Sinclair. Dann bist du ein Mörder!«

Ich lachte bitter. »Was sagst du da? Hast du nicht mehr Personen auf dem Gewissen? Bei dir waren es Menschen…«

»Die es nicht anders verdient hatten. Ich würde es wieder tun, ich würde es immer wieder…« Sie stockte mitten im Satz, denn etwas geschah mit ihrem Katzenschädel.

An den Seiten leuchtete er rot auf. Ein rotgelbes Licht zeichnete seine Umrisse genau nach, und in seinem Innern mußte er meiner Ansicht nach mit einer seltsamen, mir unbekannten Magie gefüllt sein.

»Nein, nein!« hörte ich sie noch, bevor auch mein Kreuz reagierte.

Sein Strahl konzentrierte sich, als hätte das Kreuz die Funktion einer Linse übernommen.

Von einem Augenblick zum anderen löste sich der rote Strahl aus meinem Kreuz, und es entstand eine Verbindung zwischen den beiden Allsehenden Augen.

Ich merkte im selben Moment die Erschütterung, die meinen Körper durchraste, fühlte mich leicht und schwebend, wobei die größte Überraschung noch vor mir lag.

Eine fremde Stimme klang in meinen Ohren nach.

Volltönend, dunkel gefärbt. Und diese Stimme stellte sich mit Namen vor.

»Es spricht Osiris zu dir, John Sinclair…«

Ich bekam weiche Knie!

Das konnte es doch nicht geben. Hörte ich tatsächlich die Stimme eines der obersten ägyptischen Götter? Hatte es ihn überhaupt gegeben, oder waren Osiris und alle die anderen Götter des Guten in Wirklichkeit eine Person, wobei die Völker ihnen nur verschiedene Namen gegeben hatten?

Das schoß mir in diesen Augenblicken durch den Kopf, und ich mußte erst einmal tief durchatmen, um es überhaupt fassen zu können.

Osiris merkte es, denn er ließ mir die Zeit, um danach zu sagen:

»Ich weiß, daß du überrascht bist, aber ich möchte dir etwas erklären, obwohl ich es nicht gewohnt bin, Menschen Erklärungen abzugeben. Doch du bist ein besonderer Mann. Bastet, die Katzengöttin, hat auf meinen Befehl gehandelt. Sie sollte in diese Welt kommen, um mir zu melden, wie die Menschen mit den bei uns heiligen Tieren umgingen. Es war erschreckend, aber ich nahm es hin, denn ich bin kein Verfechter der Gewalt. Das sollte Bastet auch nicht sein. Nur konnte ich nicht wissen, wie sehr sie sich änderte, als sie in Gestalt dieser Brenda die Erde betrat. Die ließ sich von der Bosheit und dem Haß der Menschen anstecken und beantwortete gleiches mit gleichem. Auch sie tötete, obwohl ich es ihr verboten hatte. Ich werde sie dafür bestrafen. Sie wird wieder in ihre Zeit in ihre Mythologie,

zurückkehren, aber du kannst sicher sein, daß Bastet für ihre Taten noch büßen wird. Schau genau hin, John Sinclair…«

Und ich sah hin. Mein Blick pendelte sich auf das Allsehende Auge ein, denn dort im Zentrum spielte sich alles weitere ab.

Es waren keine Arme, die aus dem Ansehenden Auge stießen, sondern leuchtende Strahlen, und sie umfingen wie ein Metall den Körper der Katzengöttin. Für einen Moment strahlte sie ebenfalls heller auf.

Noch einmal hörte ich die Stimme des Gottes Osiris.

»Es wird nicht mehr lange dauern, und wir sehen uns wieder. Denk an meine Worte. Das Buch des Schicksals enthält für mich nicht viele Geheimnisse. Dein Weg wird dich nach Ägypten führen. Aber sei vorsichtig. Die Feinde warten…«

Dies war das letzte, das ich von ihm hörte. Denn in diesem Moment riß die Verbindung.

Für einen winzigen Augenblick hüllte mich Dunkelheit ein. Mir wurde schwarz vor Augen, Schwindel packte mich, und als ich mich wieder gefangen hatte, vernahm ich das Schnurren und Miauen zahlreicher Katzen, die um meine Beine strichen.

Ich stand in einem völlig anderen Raum, obwohl er der gleiche wie noch vor Sekunden war.

Die Magie hatte ihn verlassen, die Realität war zurückgekehrt!

Und zu ihr gehörten auch drei Tote! Ich hatte unsere Mordkommission alarmiert, denn da brauchte ich keine langen Erklärungen abzugeben. Man fragte mich natürlich, wie so etwas möglich gewesen war.

»Katzen«, sagte ich, »es waren Katzen.«

»Die sollte man alle verbrennen!« meinte ein Beamter.

Ich schaute ihn scharf an und lächelte danach knapp. »Tun sie es lieber nicht. Es gibt da jemand, der könnte sich schrecklich an Ihnen rächen.«

Nach diesen Worten ging ich. Um die zurückgebliebenen Katzen würden sich die Leute vom Tierschutzverein kümmern.

Schlimme Stunden lagen hinter mir. Ich hatte ein Problem lösen können, doch das große, das wichtige, das war nach wie vor ungelöst.

Bill und Sheila Conolly!

Meine beiden Freunde, vom Teufel erwischt und in der Hölle verschollen. Mit diesem Gedanken setzte ich mich in meinen Wagen und fuhr nach Hause, wo schon die nächste Überraschung wartete…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 166 »Die Dämonenkatze«